

DER MARIENBOTE

Januar 1958

"Ein Licht strahlt heute auf über uns, denn geboren ist uns der Herr. Sein Name ist: Wunderbarer, Gott, Friedensfürst, Vater der Zukunft. Und Seines Reiches wird kein Ende sein."

Mit diesen Worten aus der zweiten Weihnachtsmesse wenden wir uns an alle unsere Leser und Freunde und wünschen ihnen ein gnadenreiches Weihnachtsfest und allen Segen des Herrn für das Neue Jahr 1958.

– Der Marienbote

Wir stehen an den Pforten des Neuen Jahres des Herrn 1958. Dunkel liegen die Wege der göttlichen Gnade vor uns, viel finsterer noch die Wege unserer freiwilligen Sünde. Welchen Weg werden wir einschlagen? Die Gnade des Herrn möchte uns dem Lichte entgegenführen — wenn wir uns nur leiten liessen. Wenn wir nur immer bedächten, dass wir in Sünde und Schmerz zur Welt kamen, dass wir der Sünde wegen den Schmerz des erlösenden Kreuzes tragen müssen, und dass das Land der wirklichen und nie endenden Freuden erst dort ist, wo man Gott sieht und besitzt. Wollten wir dieser Wahrheit eingedenk das Neue Jahr durchwandern. Segne uns Gott seinen Eingang und seinen Ausgang.

Der Marienbote

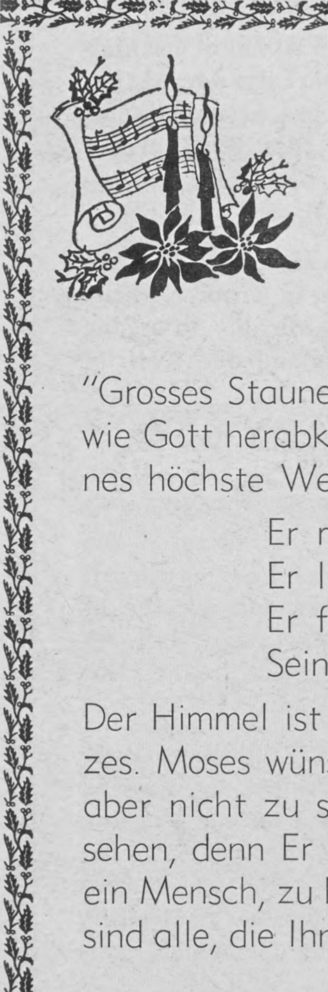


Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang **Januar 1958, Battleford, Sask.** **No. 4**



"Grosses Staunen erfasst den Menschen, wenn er die Wunder betrachtet, wie Gott herabkam und in einem Mutterleibe Wohnung nahm, und wie jenes höchste Wesen einen Menschenleib anlegte . . . .

Er misst den Himmel mit Seiner Spanne, und
Er liegt in der Krippe nur eine Spanne gross.
Er fasst das Meer mit Seiner hohlen Hand, und
Seine Geburt erfolgt in einer Höhle.

Der Himmel ist voll Seiner Herrlichkeit und die Krippe ist voll Seines Glanzes. Moses wünschte die Herrlichkeiten Gottes zu sehen, vermochte Ihn aber nicht zu schauen, wie er wünschte. Er mag heute kommen und Ihn sehen, denn Er liegt in einer Krippe in Windeln. Damals wagte es kaum ein Mensch, zu hoffen, er könne Gott sehen und am Leben bleiben. Heute sind alle, die Ihn gesehen haben, vom zweiten Tode zum Leben erstanden.

Ephraim der Syrer

Heilige Weihnacht

Nun singt und klingt es wieder durch alle Lüfte und Herzen, das Lied vom heiligen Christ. Wir freuen uns der vielen Lichter und Melodien, der Krippen und Sterne, die überall um uns herum erstrahlen und locken. Mag auch so mancher grimmig rufen, das emsige Vorweihnachtsgetue der Welt sei nichts als Geschäftsmacherei: Der Fromme sieht überall Ihn, dem doch alles gilt, ob es nun die Menschen so planen oder nicht. Sollen sie nur spielen und mit jedem Glöcklein läuten alle Weihnachtslieder die sie kennen: sollen sie nur umpacken jedes gekaufte Christnachtgeschenk in buntes, weihnachtsgeschmücktes Papier, die Menschen der Welt: Es forscht der Gottfrohe nicht nach des Nächsten Gesinnung. Einer nur kann durchdringen die Herzen und Nieren der Menschen, kennt alle ihre Gedanken, und das ist Gott.

Der Fromme forscht dafür nach seiner eigenen Gesinnung. Jedes Weihnachtslied, das er hört, jedes helle Leuchten der Schaufenster unserer Geschäfte, jedes Klingeln der kleinen Glöcklein unserer Weihnachtsmänner an den Strassenecken erinnert ihn daran: Heilige Nacht will es werden, heilige Nacht, die uns Segen und Liebe gebracht und immer noch bringt, Tag für Tag und Stunde für Stunde. Christus der Herr, das Kind in der Krippe, ist einmal geboren, und nie mehr ist Er fortgegangen von uns, trotz Kreuzigung und Himmelfahrt.

„Ich werde bei euch bleiben bis ans Ende der Tage", hat Er uns gesagt, und so ist es geblieben, und so ist Er geblieben. In göttlicher Wirklichkeit ist Er in unserer Mitte, und der Weg zu Ihm hin ist nicht weit. Er ist gerade so weit von mir bis in meine Kirche. Bis zum Altar der Kirche, wo täglich geboren wird der Heiland der Welt im heiligen Opfer.

Nicht weit ist der Weg hin zu Ihm. Eines ist uns wohl doch ganz klar: Wir mögen schimpfen über weihnachtliche Geschäftsmacherei wie wir wollen; wir mögen seligste und heimatlichste Weihnacht feiern im eigenen Hause und nach eigenem Geschmack; wir mögen Seinen heiligen Namen laut singen und spielen auf allen Instrumenten, die wir zu Hause haben — es gibt einfach keine Christnacht ohne Ihn, den heiligen Christ. Er wird nicht mit dabei sein bei unseren Weihnachtsfeiern, es sei denn, daß wir Ihn in unseren Herzen trügen, nach heiliger Speisung an Seinem Altar. Es sei denn, daß wir unserer Weihnachtskommunion mit Gott noch das feste Wollen hinzufügen, immer Ihn in uns zu haben, jeden Tag den Glanz Seiner Gnaden in uns zu tragen.

Es gibt eine weihnachtliche Seligkeit, die nur ein paar Stunden uns bleibt, die schnell wieder schwindet, weil sie halt nicht ganz ehrlich bis zur Krippe Jesu ging. Und es gibt eine Weihnachtsseligkeit, die fromm macht, heute und morgen und immer. Die uns bleibt für jede Stunde und uns „anleitet, der Gottlosigkeit und den weltlichen Gelüsten zu entsagen und in dieser Welt besonnen, gerecht und gotthingegeben zu leben" (Titus 2:12). Eine Seligkeit, die immer anhält, was auch kommen möge, sei es Beglükkendes oder Trauriges, sei es Zufälliges, Erhabenes, Kreuzigendes oder Gemeines.

In diesen Dingen zeigt sich die Macht oder Ohnmacht unserer Weihnachtsfeiern. Erleben wir unsere Freuden nur an Weihnachtsbaum, Geschenk, Lied und trautem Familien- und Freundeskreis, dann kann uns nicht kommen, was sich uns da von den Himmeln herab anbietet in hochheiliger Nacht.

Suchen wir dagegen gerade nach dem Heiligen dieser Nacht, nach Gott und Seinem wundersamen Lieben, dann kommt uns Friede und Heimat. Heimat auch in der Fremde. Gott kennt keine Fremde. Er kennt hier auf Erden nur Seinen Sohn und alle, für die Sein Sohn Mensch geworden ist. Er kennt hier auf Erden nur Christus und dich und mich. Und Er kennt uns alle in Seiner Liebe.

Vielen der Neueingewanderten wird zur weihnachtlichen Zeit das Heimweh kommen. Fromm und gläubig werden so manche es ihrem Gotte opfern. Als bescheidene Weihnachtsgabe. Andere haben sich verlaufen. Sie haben zwar den Dollar, auch wohl Auto, Haus und gute Freunde — doch nicht mehr Gott. Sie werden viele Weihnachtslieder hören, werden sie auch mitsingen bei hellem Glase Wein und in hochfroher Stimmung, am Stefanitag ist aber alles vorüber. Es wird sie nicht viel sorgen, daß da nichts Neues in ihnen durch die Weihnacht geboren wurde. Innerlich sind sie äußerst anspruchslos geworden, um so anspruchsvoller dafür in äußeren Dingen.

Gedenken wir ihrer, wenn wir zur Weihnachtsmette vor unserem Gott und Heiland knien. Er hat uns gelehrt, unsere Mitmenschen zu lieben. Und wir wissen: Es genügt nicht ganz, den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Unsere Liebe wird erst dann ganz dem Strahlen der Weihnacht gleich, wenn wir Jesu Wort halten: „So wie Ich euch geliebt habe, so sollt ihr einander lieben!" (Joh. 13:34).

Möge uns allen kommen der Gnadenreichtum der Weihnacht Gottes.

– Der Schriftleiter



Bist du arm, denk allerwegen:
Ein Kindlein hat auf Stroh gelegen
Und war doch unser aller Segen!
Lässt dich verjagt die Welt erfrieren:
Das Kindlein bei zwei armen Tieren
Musste des Himmels Thron verlieren!
Ist die Nacht dein Teil und Trauern:
Vergiss mir nicht des Stalles Mauern,
Das Kind kam keiner zu bedauern!
Hat deine Freundschaft dich verlassen:
Dies Kind kam in der Menschen Hassen,
Ein Kreuz in Liebe zu umfassen!
Warum ist solches denn geschehen?
Dass wir des Vaters Antlitz sehen,
Ist solches durch den Sohn geschehen.

Ruth Schaumann

Mutter der Schoenen Liebe



vom Schriftleiter

In stiller, heiliger Nacht ist uns Christus geboren, der Sohn und die Liebe des Ewigen Vaters. Und Maria wurde zur Mutter der Schönen Liebe des Vaters im Himmel. Gott aber ließ die Wunder Seiner Gnadenfülle auf sie herabkommen, so daß ihr Herz zum strahlendsten, lieblichsten Abbild der Schönen Liebe des Vaters zum Sohne aufzuleuchten begann, zum Stern der Schönen Liebe, den wir grüßen.

Es läuten die Glocken zu Christi Geburt. Was einstens die Engel frohlockend den Hirten verkündigt, klingt heute durch der Kirche Mund in heiligen liturgischen Sängen in alle Welt hinaus: „Als alles in tiefem Schweigen lag und die Nacht in ihrem Lauf die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, da kam, o Herr, Dein allmächtiges Wort vom königlichen Thron." Da gebar Maria „ihren erstgeborenen Sohn; sie wickelte Ihn in Windeln und legte Ihn in eine Krippe, weil sich in der Herberge kein Platz für sie fand." (Luk. 2:7).

In staunender Seligkeit schaute Maria das Kind, und während lichthelle Engel die Lüfte mit himmlischem Jubel erfüllten, sprach immer wieder der Jungfrau wundergriffenes Herz: Du bist mein Sohn!

„Du bist Mein Sohn, heute habe ich Dich gezeugt!" So hatte auch Gott einst gesprochen im zweiten der heiligen Psalmen. Gesprochen zu Einem, der noch nicht auf Erden war, als dieser Psalm zum ersten Mal erklang. Zu Einem, der da kommen sollte und auch wirklich kam, in stiller Nacht, geboren aus Maria.

Wer Er ist, das wissen wir im Glauben. Doch nur im Glauben! Weiter reicht unser Begreifen nicht. Er ist das „Wort", das Gott in den Tiefen Seiner Ewigkeit spricht, und zwar so spricht, daß Gott zum Vater wird, und ohne sich zu spalten oder zu teilen, in Seinem Wort den Sohn zeugt, eine zweite Person in Gott, ganz wesensgleich dem Vater, der „Abglanz Seiner Herrlichkeit" und das „Abbild Seines Wesens" (Hebr. 1:3), Gott von Gott und Licht vom Licht.

„Gott ist so überschön, daß Ihn auch selber ganz, von Ewigkeit entzückt, Seines Angesichtes Glanz", singt der mystische Dichter Angelus Silesius.

Verzückt begegnen sie einander, der Vater und der Sohn, seit anfangslosen Ewigkeiten schon, und der göttichen Verzückung entströmt die Liebe zueinander. So gewaltig Gottes All erfassend ist

diese Liebe, daß Gott Vater Gott ausströmt dem Sohne zu, und Gott Sohn Gott ausströmt, hin zum Vater. Gott von Gott und für Gott ist diese Liebe die dritte Person der Heiigsten Dreifaltigkeit, der Heilige Geist, gehaucht vom Vater und gehaucht vom Sohn. Und alle drei sind sie ein Gott.

Und so ist die erste Person Vater der Schönen Liebe, die zweite Person Sohn der Schönen Liebe, die dritte Person aber, der Heilige Geist, das uferlose zeitenlose Liebesbrausen zwischen beiden.

Der eine, ungeteilte Gott: Nie war er ein-sam immer drei-sam, und in dieser Dreisamkeit ist alle unendliche Fülle des Lebens: Macht und Innigkeit, Wissen und Wollen, Gerechtsein und Erbarmen, Seligkeit und Glück. Und alles das und Unendliches mehr, das in Gott flutet, ist immer nur eines: „Gott ist die urschöne Liebe, und „eine größere Liebe hat niemand" (Joh. 15:13.)

Es gibt kein Ende zu sagen, was diese Liebe ist. „Die Antwort, die unausdenkbare, die allesbelebende und beglückende, wird gegeben werden. Antwort, die eine ganze endlose Ewigkeit ausfüllen wird" (Franz Wirtz).

Es gibt kein Ende auch zu sagen, warum es Weihnacht unter uns geworden, warum Gott Sein Lieben zu den Menschen hinabgetragen, damals, als der Sohn ist Fleisch geworden in der Jungfrau Maria. Selbst die Auserwählte, die Mutter des uns geborenen Gottessohnes, „überdachte in ihrem Herzen" (Luk. 2:19) die nie gehörten Wunder der Menschwerdung, und sie verstand nicht, „was Er mit diesen Worten sagen wollte", als Er, ihr zwölfjähriges Kind, vom Vater zu ihr sprach (Luk. 2:50).

Zwar sang Maria im Magnifikat: „Denn Großes hat an mir getan der Mächtige", es hätte Maria aber Gott sein müssen, hätte sie erfassen wollen, wie groß das Große wirklich war, welcher Unendlichkeiten Wunder Besitz von ihr ergriffen hatten. Durch die Überschattung des Heiligen Geistes war ihr das Kind gekommen, als hochgebenedeite Frucht ihres Leibes. Dem Vater der Ewigkeit war der Sohn jedoch nicht genommen: Auch in Maria blieb Jesus des Vaters höchstes und tiefstes und schönstes Lieben.

Ewig spricht der Vater das „Wort", in ewig ununterbrochener Tat zeugt Er so den Sohn. Im tiefsten Schweigen des unzugänglichen Lichtes Seines Wesens ward das „Wort" gesprochen, bis der Zeiten Erfüllung kam. Da öffnete sich den Menschen das Schweigen der allmächtigen Dreieinigkeit, die Fluten des göttlichen Lebens senkten sich herab auf Maria. Und in den Tiefen ihrer Mutterschaft wurde ein Kind, ein Mensch. Ein Mensch, der nie aufhörte, Gott zu sein.

Gezeugt als Mensch aus Marias Mutterkraft, gezeugt als Gott vom ewigen Vater im Schoße Mariens.

Das ist das Große, getan an Maria durch den Allmächtigen: Gott von Gott war in ihr. Der Vater zeugte Ihn von der Stunde der Verkündigung bis zur Geburt in Bethlehem in ihr. Alle diese Zeit hindurch sprach der Vater das „Wort" in Maria, alle diese Zeit hindurch begegneten sich Gott Vater und Gott Sohn in der Jungfrau, und sie, die Mutter des Fleischgewordenen, stand mitten drin im Brausen jener Liebe zwischen Vater und Sohn, die Gott ist von Gott und Gott für Gott. Mitten drin im Brausen des Heiligen Geistes, in den strahlenden Fluten der Liebe des Ewigen.

Überschattet vom Heiligen Geiste, wurde Maria zur Mutter der urewigen, der urschönen Liebe des Vaters. „Mutter der Schönen Liebe" wird sie genannt, auch „Unsere Frau von der Liebe", und als solche am 31. Mai in Spanien, am 4. Sonntag nach Pfingsten auf den Mittelmeerinseln Malta und Gozzo, und kurz vor der Adventszeit, am 3. Novembersonntag, in der norditalienischen Stadt Lucca gefeiert.

Gott selbst hat seine Frommen auf den Gedanken gebracht, die reinste Jungfrau „Mutter der Schönen Liebe" zu nennen, nicht Mutter der unaussprechbar majestätischen Liebe der hochheiligen Dreifaltigkeit, die da rauscht so ewigkeitsgewaltig, daß nach den Worten des Alten Testamentes sterben und vergehen müßte, wer sie sähe (Richter 13:22). Erscheinen sollte der Gottessohn nicht „mit gewaltiger Stimme von Sion her" (Amos 1:2), erschienen ist, nach Gottes eigenem Bibelwort, „die Güte und die Menschenfreundlichkeit" der Himmel (Titus 3:4) in der anziehenden Gestalt eines Kindes, geboren von einer Mutter, der alle Lieblichkeiten, die unter Menschen möglich sind, aus reinstem Antlitz strahlen.

Mutter der „Schönen Liebe des Vaters" ist Maria geworden, und zum lieblichsten Abbild Seiner Liebe zum ewigen Sohn hat Gott sie gemacht.

„Jener, der das Äußere zur Schönheit formte, schmückte auch entsprechend das Innere (Ma-

riens) zur Wohnung Seinem Sohne" (Theodotus von Anzyra). „Du bist voll der Gnade", sagt kurz die Heilige Schrift. Ein äthiopischer Dichter der altchristlichen Zeit, dessen Name die Geschichte nicht kennt, sagte seiner Mitwelt: „Wie groß muß diese Gnade sein, die dieser heiligen Jungfrau verliehen wurde! Ich überdachte die Reihen des Heeres der Engel in den Himmelsfesten; ich überdachte die Gnadengaben, die unseren Vätern (den Großen des Alten Testamentes) gegeben ward; ich überdachte die Herrlichkeit der Propheten, den Siegespreis der Martyrer, den Lohn, den Jungfrauen und Mönche für ihre Entsagung erhalten. Ich fand niemanden, der so wie du, o heilige Jungfrau, beim Höchsten Gnade gefunden hat!"

Das war nicht nur in dichterischer Begeisterung gesprochen. Es war wiederum ein Bibelwort, was die Gottesdenker aller Jahrhunderte veranlaßte, so über Maria zu schreiben. Im zweiten Korintherbrief heißt es, daß „Gott fähig macht, Diener des Neuen Bundes zu sein" (3:6). Niemandem gibt Gott ein Amt, ohne ihm auch die dazu notwendigen Gnaden zu schenken.

„Nicht nur zu Dienern macht Gott, sondern zu geeigneten Dienern", lehrt St. Thomas (In ep. 2 ad Cor., cap. 3, lect. 2). Das war der Grundsatz, auf den die Christen seit Anfang schon ihre Erklärungen der Gnadenfülle Mariens stützten.

So schreibt St. Bernhard: „Als der Erlöser der Menschen Mensch werden und als Mensch geboren werden sollte, mußte Er unter allen Frauen wählen, besser gesagt: mußte Er sich selbst eine solche Mutter formen, von der Er wußte, daß sie für Ihn passen, und daß sie Sein Gefallen finden würde."

„Und mit Recht! Denn keiner ist Gott so nahe gekommen wie Maria" (St. Sophronius). Alle, die Gott nahe kommen, „sind berufen, dem Bilde Seines Sohnes gleichförmig zu werden" (Röm. 8:29).

Jene, die Ihm am allernächsten gekommen, aus der Er Fleisch genommen und aus deren Herzen Ihm die erste Liebe der Menschen kam — die Liebe der Mutter Seines Menschseins — ward denn auch berufen, dem Bilde des ewigen Sohnes gleichförmig zu werden in einem Maße, das „über alle andere hinaus" geht (St. Albert d. Große). Das „Gottesmuttersein übersteigt ja alles andere, was nächst dem Gottmenschen erdacht und gesagt werden könnte" (Bernhardin von Siena). Darum steht auch ihre Gleichförmigkeit

Die Hirten

Immer wird man sich fragen, warum Hirten als erste zur Krippe geladen wurden. Es ist, wie wenn sich der Engel mit seiner unerhörten Botschaft vorerst zu keinen anderen Menschen getraut hätte. Denn „das Zeichen", das er zur Beglaubigung seiner frohen Botschaft angibt, „ein Knäblein in Windeln eingewickelt, in einer Krippe liegend", ist so unerhört und unfaßbar, daß nur höchste Einfalt oder höchste Weisheit es gläubig hinzunehmen vermag. Selbst den Hirten ließ der Engel, ehe er ihnen sein Evangelium verkündigte, die ganze „Herrlichkeit des Herrn" aufleuchten, und kaum hatte er sein Wort vom „Kindlein in der Krippe" gesprochen, gesellte sich zu ihm, wie um alle Bedenken zu zerstreuen, eine „große himmlische Heerschar, die Gott lobte und sprach: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!'"

Die Hirten schauten, staunten, glaubten. Von Glauben wie von Freude und Neugier getrieben, gingen sie eilends hin und „fanden das Kind, das in einer Krippe lag". Es verwirrte sie nicht. Ihre Seelen hatten so viel Licht und Jubel getrunken, daß die Dunkelheit des Stalles und die Hilflosigkeit des Kindes davon verklärt wurden. Mit naiver Selbstverständlichkeit und derber Herzlichkeit nahmen diese Hirten eine große Gnade ohne viel Überlegung hin und erzählten dann, treuherzig, umständlich und wohl an die hundermal, was ihnen von diesem Kinde gesagt worden war.

Otto Hophan O.F.M.Cap.



mit Christus hoch über aller anderer Menschen Christusähnlichkeit.

„Das Größte aber ist die Liebe" (Kor. 13:13). Das Größte in Jesus, das Größte auch in Maria.

Das Maß, Gott zu lieben, ist Ihn maßlos zu lieben. Zu lieben Ihn in der demütigen Kenntnis, daß diese Liebe Gnade ist, da „Er zuerst uns geliebt" (1 Joh. 4:19), und daß diese Liebe selbstloseste Hingabe ist an Sein heiliges Wollen. So wie Maria es tat, als sie bekannte, daß Großes an ihr geschah durch den Allmächtigen, und daß sie sei eine Magd des Herrn.

„Mir genügt, daß Gott Gott ist, daß Seine Güte unendlich, Seine Vollkommenheit unermeßlich ist. Möge ich sterben oder leben, daran liegt mir wenig, denn mein teurer Geliebter lebt ewig und zwar ein Leben herrlichen Triumphes. Der liebenden Seele ist es genug, daß der, den sie mehr als sich selbst liebt, mit ewigen Gütern überschüttet sei, denn sie lebt mehr in dem, den sie liebt, als in dem, den sie belebt."

So beschreibt der hl. Franz von Sales die Liebe Gottes eines ganz heiligen Herzens. So und noch viel schöner mußte sie geliebt haben, die Jungfrau von Nazareth, von Bethlehem und von Golgatha. So sehen wir sie in ihrer schönen Liebe vor dem Kripplein knien, umhaucht von tiefsten Geheimnissen Gottes, stille Wegweiserin zur Liebe hin, die da vor ihr liegt, von Engeln und Hirten umsungen.

„Gott ist die Liebe. Bleibt in der Liebe. Wer Gott liebt, muß auch seinen Bruder lieben" (St. Joh.).

Das ist die „Schöne Liebe", die zur heiligen Weihnacht auf Erden kam, damit sie gegeben werde allen Menschen. In Maria ist sie „ganz schön" geworden. In uns ist sie nicht. Darum bitt für uns, du Mutter der Schönen Liebe! —



Ewige Weihnacht!

Und zu den Seinigen, in sein Eigentum, kommt seine Mutter mit ihm immer noch und sucht und klopft und geht herum, von Brüdern und Schwestern ausgestoßen und heimatlos. — In frierenden und bloßen hilflosen Kindern, Alten, Armen, schaut Seine, Seiner Mutter Not euch an mit Augen müde bittend, groß und stumm, und heischt Aufnahme und Erbarmen. Ach, zu den Seinigen, in sein Eigentum, kommt seine Mutter mit ihm immer noch, und sucht und klopft und geht herum. — Nehmt ihn doch auf! Bereitet ihm, ihr alle, Weib und Mann, wo seine Mutter ihn, den kleinen Herrn und Gott, hinlegen kann!

Ernst Thrasolt

Gehen wir schauen das Kind!

★ Stille Nacht ★ Heilige Nacht ★

Die Geschichte eines Liedes, erzählt von Fritz Meingast

Es war am Morgen des 24. Dezember 1818. Dem Hilfspriester der Oberndorfer Nikola-Kirche, dem 26jährigen Josef Mohr, wurde angst und bang vor der Christmette, die sein Pfarrer in der folgenden Nacht zu halten gedachte. Mohr fürchtete nicht etwa, das gläubige Volk könnte ausbleiben. Daß die Oberndorfer Bauern zur Mette gingen, war für jeden von ihnen selbstverständlich, und auch der Organist der Kirche, der Dorfschullehrer Franz Gruber, hätte gewiß sein Bestes getan, um die versammelte Gemeinde mit Musik und Gesang zu erbauen, aber so gründlich hatten die Mäuse den Blasebalg der Orgel durchlöchert, daß ihre Pfeifen nicht mehr zum Klingen kamen, wenn der Balg getreten wurde. Und bis der Orgelbaumeister aus Fügen im Zillertal, Matthias Mauracher, den Schaden wieder behob, konnte es Frühling werden. Da war guter Rat teuer, doch der Hilfspriester verzagte nicht. Er dichtete sieben Strophen eines neuen Weihnachtsliedes und übergab dem Lehrer das Gedicht mit den Worten: „Paß auf, Franzl, setze das Ganze in D-Dur und 6/8 Takt, die Musik aber schreib für zwei Solostimmen: Tenor und Baß! Den Baß singst natürlich du und den Tenor ich."

Als Gruber vorwurfsvoll an die beschädigte Orgel erinnerte, lachte Mohr übermütig: „Deswegen komme ich ja zu dir. Wir brauchen zur Begleitung nicht die Orgel, uns genügt eine Gitarre, und die hängt auf meinem Zimmer. Was meinst du, wie der Pfarrer und die Bauern lusen, wenn ich bei der Christmette mit der Gitarre spiele. Aber jetzt ans Komponieren!" Am liebsten hätte Gruber nein gesagt; denn die Zeit bis zum Abend schien ihm zu kurz. Als er jedoch die erste Strophe des Gedichtes überflog, hellte sich sein Antlitz auf. Was da stand, klang ja schon wie Musik. Er brauchte nur mehr die Noten zu schreiben: „Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht nur das traute hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlafe in himmlischer Ruh'!"

Kaum hatte der junge Geistliche das Lehrerstübchen verlassen, da setzte sich Gruber an den Schreibtisch und tauchte den Federkiel in die Tinte: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Eine Note neben der anderen kritzelte er auf das Papier, die Welt um ihn herum, die vier Zimmerwände, das liebe Salzachtal, die Wälder, die Wiesen und Fluren mit ihren Gehöften und Dörfchen, sie entschwanden aus seinen Augen, als wären sie nie dagewesen, und er stand vor der Krippe in Bethlehem, vor dem hochheiligen Paar, während aus dem sternbesäten Himmel Engelmusik tönte: „Stille Nacht, heilige Nacht!"



Das „Stille Nacht" Denkmal Joseph Mohr und Franz Gruber

Hoch über Oberndorf erstrahlte am 24. Dezember 1818 der gestirnte Nachthimmel, und die Bauern stapften durch den hartgefrorenen Schnee zur Nikola-Kirche, darüber debattierend, wie es eine Christmette ohne Orgelspiel geben könnte. Auf dem Chor hatten sich Hilfsgeistlicher Mohr und Lehrer Gruber mit einigen Sängerinnen eingefunden, und als der Priester am Altar Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelte, erklang das Gitarrenvorspiel zu dem Lied, das die Oberndorfer Bauern und Salzachschiffer zum erstenmal in ihrem Leben hören sollten. Mohr und Gruber sangen die Weise, die Sängerinnen wiederholten bei jeder Strophe den Schlußvers. Es waren nur die Stimmen derer, die jeder aus dem persönlichen Umgang des Alltags kannte, doch der Gesang der zwei Männer dünkte den Oberndorfern wie der von Erzengeln, und die Gläubigen in der Kirche kamen sich selber vor wie die andächtig lauschenden Hirten auf dem Feld von Bethlehem. Nach der Mette gingen sie schweigend heim, die Frau Gruber aber sagte zu ihrem Mann: „Dieses Lied wird man noch singen, wenn wir zwei schon längst gestorben sind."

Zunächst sah es nicht danach aus. Das Lied war erklungen, und erst einige Monate später, im Frühjahr 1819, hörte Orgelbaumeister Mauracher die Weise, als sie ihm Lehrer Gruber auf der reparierten Orgel vorspielte. Mauracher fand Gefallen an dem Lied, und da er als Orgelbauer auch nach Kärnten, Steiermark und

Bayern kam, hatte er dort überall Gelegenheit, es begeisterten Zuhörern auf der Orgel vorzutragen. Meist schrieben es die Musikfreunde nach dem Gehör auf. Besonderen Anklang fand das Lied in Tirol. Im Dezember 1831 sangen es die Geschwister Straßer, Zillertaler Handschuhmacher, vor der katholischen Gemeinde in Leipzig. Der Organist der Gemeinde, Lehrer Ascher, bat sie darum, das Lied auch bei der Christmette der königlichen Hofkapelle zu Gehör zu bringen. 1840 erschien es gedruckt in Dresden. Damals hatte es sich in Sachsen bereits eingebürgert. Es wurde in der Folge zum Lieblingslied Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, der es sich alljährlich vom Domchor vorsingen ließ. 1845 erklang die Weise schon in allen deutschsprachigen Ländern. 1875 veröffentlichte es ein nordamerikanischer Musikverlag als „Choral of Salzburg", 1891 sang man das Lied bereits in England, Schweden und Britisch-Indien. Um die Jahrhundertwende war es überall in der Welt zu hören, am Fuße des Himalaya, in Neuseeland, bei den Suahelis in Ostafrika, im Reiche des ewigen Eises, bei den Indianern in Südamerika und im arabischen Sudan; als „old german song" ging es um den ganzen Erdkreis, doch fast niemand wußte etwas über das Schicksal seiner Schöpfer.

Unbeachtet von der großen Öffentlichkeit war der Komponist Gruber 1863 als Stadtpfarr-Chorregent in Hallein gestorben. Reichtümer hatte er in seinem Leben nie gesammelt, am wenigsten durch die Komposition seines Weihnachtsliedes, das ihm keinen roten Heller Gewinn eintrug, dafür schenkte ihm Gott einen anderen Reichtum, die Kinderschar von 14 Buben und Mädchen aus drei Ehen.

Schon 15 Jahre vor ihm hatte Josef Mohr, der Dichter des Liedes, als Pfarrvikar von Wagrain, einem Gebirgsdorf im Pongau, das Zeitliche gesegnet. dies geschah am 4. Dezember 1848. In einem kleinen Stübchen des Pfarrhauses lag der todkranke Seelsorger, der sich auf einem Versehgang im Gebirge eine Lungenentzündung geholt hatte, aber nur widerwillig das Krankenlager aufsuchte. Bald war Weihnachten, und — so sinnierte der von seiner Krankheit geplagte Pfarrherr vor sich hin — bald würden die Wagrainer Gebirgsbauern das Lied singen, das genau vor 30 Jahren zum erstenmal in der Oberndorfer Nikola-Kirche erklungen war. „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Josef Mohr dachte zurück. Seine Jugend war schwer gewesen. Später nahm sich des klugen Knaben der Domvikar Johann Nepomuk Hiernle an, und ihm hatte Mohr es zu verdanken, daß er sich auf den Priesterberuf vorbereiten konnte. Zeit seines Lebens aber blieb er arm; denn er, der das bittere Los der Armut am eigenen Leib verspürt hatte, schenkte später alles den Armen. Wo er wirkte, litten sie keinen Mangel. Seinen letzten Kreuzer gab er für den Bau des Schulhauses in Wagrain aus, weil es ihm leid tat, daß ein paar hundert Kinder in zwei dunkle Kammern des Mesnerhauses eingezwängt waren.

Pfarrvikar Mohr hörte jetzt ihre hellen Stimmen von der Kirche herüber, sie beteten. In drei Wochen war Weihnachten, da sangen sie, aber täuschte er sich denn, schon jetzt ertönte sein Lied. „Stille Nacht, heilige Nacht!" jubelten die Kinder wie im Engelchor, und draußen vor dem Fenster leuchtete ein großer Stern auf, der Stern von Bethlehem. Nacht war für den 56jährigen geworden, stille Nacht, heilige Nacht der Ewigkeit! Beim Läuten der Wandlung ging sein Lebenstag zu Ende. Er ließ nichts zurück auf der Welt als ein abgegriffenes Brevier, einen geflickten Talar aus grobem Bauernzeug und — ein Weihnachtslied, das um die ganze Welt ging.



WEIHNACHTSLIED

Was blaset der Schäfer mit seiner Schalmei —
Er blaset: „eja susani susei!"
Er blaset: da lieget das himmlische Kind —
Seid stille ihr Sterne, ihr Wolken und Wind!
Seid stille, da schlaft es, da liegt es im Stroh —
Was lächelt die holdselige Frauen so?
Was ist so versunken die Mutter und Maid,
Da also das Kind in dem Krippelein leit?
Ja stehe nur auf, du Sonn und du Erd,
Daß kund dir das Wunder alsogleich werd',
Es ist ein Geheimnis, gar selig und sacht:
Gott hat in dem Kind die Erlösung uns bracht.

Maria Th. Buhl-Baur

In frommen Liedern soll dein Lob erschallen, du majestätisch ernste, heil'ge Nacht, hat doch in Bethlehem die Nacht uns allen das höchste Heil, das Gotteskind, gebracht! —
Was nachts begann, das hat der Herr gekrönet, am Mittag rief der Herr: „Es ist vollbracht!" Am Tage hat er uns mit Gott versöhnet, die Elenden zu Seligen gemacht.

A. Hoppe



Die verbotene Weihnachtskrippe

A. W. Zeuner- Irtenberg

Das, von dem im nachfolgenden erzählt wird, geschah vor ungefähr 150 Jahren in einem kleinen Städtchen in Franken.

Da schlug an einem Herbstabend ein Mann mit dem eisernen Türklopfer ans Pfarrhaus, und weil Jungfer Magdalena, die alte Haushälterin, nicht zu Haus, sondern in die Nachbarschaft gegangen war, öffnete Hochwürden, Herr Pfarrer Tobias Gropp, selber die schwere Haustüre, um nachzuschauen, was man von ihm wünsche. Da ihn seit einigen Tagen wieder die Gicht stark plagte, hatte er nur den einen Wunsch, es möge kein Versehgang sein, zu dem man ihn holen wolle, und atmete auf, als er nur einen alten Mann in dürftiger Kleidung vor sich sah, der um ein Nachtquartier bat. Der Pfarrer war keineswegs überrascht; denn Bettler standen oft vor seiner Tür. Er überflog mit einem kurzen, prüfenden Blick Gesicht und Äußeres des Mannes und forderte ihn dann auf, mit herein ins warme Zimmer zu kommen. Wenn auch mit leichter Beklemmung; denn Jungfer Lene sah es nicht gern, daß er sich von diesem hergelaufenen Volk Lügen auch noch im eigenen Studierzimmer auftischen ließ, sondern hielt für solche Leute einen besonderen Tisch in der Küche bereit, wo sie verpflegt und abgefertigt wurden.

Im Amts- und Studierzimmer, einem gemütlichen, niedrigen Raum mit vielen Büchern und einem großen, gotischen Kruzifix an den Wänden, braunen, unverkleideten Balken an der Decke, einen großen Kachelofen in der Ecke und schweren, rindslederüberzogenen Stühlen hing eine Öllampe über dem in der Mitte des Zimmers stehenden großen Arbeitstisch und erfüllte den Raum mit schwachem aber warmem Licht.

Tobias Gropp wußte, daß eine der Akten auf dem Schreibtisch auch eine „Instruktion der hochfürstlichen Regierung" — also noch der alten, bischöflichen — in Würzburg enthielt, die ihm, da er ja auch Vorsitzender der Armenpflegschaft war, sein Verhalten gegenüber dem „liederlichen Bettler-, Streuner- und Diebsgesindel" genau vorschrieb. Das war sorgfältig eingeteilt in „dasige Landstreicher, fremdes Bettelgesind, sogenannte Steigbettler, preßhafte und verstümmelte Personen, verabschiedete Soldaten, Zigeuner, Freyleute, also Schinder und Nachrichter, Pilgrame, Eremiten, die sich der katholischen Religion wegen vertrieben angebenden, arabische Prinzen, Hochstapler, Marktschreier, Bettler für die bei den Türken im Gefängnis sitzenden Personen, und Almosensammler für abgebrannte Häuser."

Vor allen diesen Menschen wurde gewarnt und ihm auferlegt, vor jeder Unterstützung erst einmal „Patent, Erlaubnisschein oder Paß" zu verlangen und zu prüfen. So sie nichts Gültiges vorzeigen könnten, seien sie dem fürstlichen Zentbeamten zu melden, der seinerseits in der gleichen Instruktion angewiesen war, „solche Leute durch die fürstlichen Husaren mit einigen mäßigen Stockschlägen — nach Leibesbeschaffenheit — züchtigen und bis an die Grenze bringen zu lassen."

Während der Pfarrer dem Fremden gegenüber saß und erst einmal nur allgemeine Fragen nach dem Woher und Wohin und wann er das letztemal was Warmes zu essen bekommen habe, an ihn richtete, versuchte er, ihn in einer der aufgeführten Bettlergruppen unterzubringen. Trotz ihrer Vielfältigkeit schien er keiner anzuge-

hören. Der Mann sah blaß und krank aus. Mit leiser, heiserer Stimme, im deutlich hörbaren Dialekt der Alpenländer, versuchte er, seine Bitte um ein Nachtquartier zu erklären. Da man ihn in den Wirtshäusern nicht über Nacht behalten wolle, sei er zum Schultheiß gegangen, der ihn zu den Barmherzigen Schwestern in das kleine städtische Spital gewiesen hätte. Dort sei aber das der vorübergehenden Aufnahme einzelner alter und kranker fremder Leute dienende Zimmerchen schon besetzt gewesen. Dort hätte man ihm geraten, ins Pfarrhaus zu gehen. Ein böser Husten unterbrach von Zeit zu Zeit den Bericht.

Der Pfarrer war längst klargeworden, was hier zu tun sei. Als die Haushälterin ins Zimmer trat, um nachzusehen, mit wem Hochwürden eigentlich spräche, und mit Mißbilligung den fremden Mann im schäbigen Rock dasitzen sah, sagte Tobias Gropp freundlich, Jungfer Lene möge doch für den Gast das untere Fremdenzimmer richten — vor allem gehörig einheizen, denn er hätte den Eindruck, es fröre ihn. Dann möge sie ihm doch zum Abendessen eine heiße Weinsuppe und für die Nacht einen Brusttee gegen den schrecklichen Husten bereitstellen. Jungfer Lene hätte am liebsten gefragt: Und was noch? Sie wollte aber ihren Herrn nicht unnötig reizen und fragte nur demütig, ob er nicht auf die Gichtstellen frisches Pflaster auflegen wolle. Tobias Gropp fühlte aber im Augenblick gar keine Schmerzen und dankte. Eigentlich hätte der Hausherr jetzt nach den Papieren seines Gastes fragen sollen. Er dachte aber, das hätte noch Zeit, er wollte den armen Teufel erst einmal warm werden lassen. Daß er kein „Hergelaufener" war, merkte er wohl. Der Gast bekämpfte sichtlich den leichten Schüttelfrost, der ihn immer wieder packte, und erzählte ohne jede Aufforderung, daß er Vitus Prugger heiße, aus Tirol stamme und seines Zeichens Holz- und Bildschnitzer sei. Er war viel in der Welt herumgekommen und nannte manche Kirche und manches Kloster im Heiligen Römischen Reich, wo er auf seinem Handwerk gearbeitet hatte. In seinen jüngeren Jahren Selbstentworfenes — Heiligenstatuen, Kanzelschmuck, Prälatenstühle und Türfüllungen —, später aber hätten die Herrn von seiner Art darzustellen nichts mehr wissen wollen, sie sei ihnen zu schwer und zu wuchtig gewesen. Sie wollten eben nicht mehr das Kraftvolle, sondern mehr das Zierliche, Spielerische, Schwingende, flächengebundene Ornamentale. Da er aber nicht mehr umlernen konnte und wollte, das ewige Muschelwerk ihm auch gar nicht gefiel, blieb ihm nichts anderes übrig, als Zerfallenes, Beschädigtes, Verlorenes, Vernichtetes aus jener Zeit, die wir heute Barock nennen, zu erneuern, wiederherzustellen oder auszubessern. So sei er jetzt auf der Wanderung ins Mosel- und Rheinland begriffen, wo er vor 50 Jahren schon unter tüchtigen Meistern gearbeitet habe; vielleicht daß man dort auch wieder Arbeit für ihn hätte.

Der Pfarrer hatte ihm schweigend zugehört und verzichtete vorläufig auf andere, naheliegendere Fragen, ob er denn keine Familie und keine Bleibe hätte, daß er als Greis — denn er war gewiß nahe den Siebzig — noch in der Welt herumziehen und sein Unterkommen suchen müßte, wo er doch ein ehrliches Handwerk gelernt hätte, wenn's vielleicht die echte Kunst auch nur streifte.

Jungfer Magdalena war mit ihrem Gast, seinem fadenscheinigen Rock und winzigen Reisebündel versöhnt, als Herr Tobias Gropp ihr beim Abendessen erzählte, daß er ein Bildschnitzer sei, der schon manchem Engel die Flügel und manchem Martyrer den Heiligenschein erneuert habe. Außerdem hieße er Vitus Prugger und stamme aus Tirol, jenem Land, das zwischen Deutschland und Italien liege. Wenn sie das eher gewußt hätte, so wäre ihr das obere Gastzimmer nicht zu gut gewesen, in dem nur die nächsten Verwandten des geistlichen Herrn und manchmal ein Prälat vom Würzburger Domkapitel übernachten durften.

Leider aß der alte Mann von ihren Gerichten, nicht so, wie sie es gern gesehen hätte, so herzlich ihm auch sein Gastgeber zuredete. Nach Tisch bat er, sein Nachtlager aufsuchen zu dürfen, da ihm den ganzen Tag schon nicht recht wohl gewesen sei.

Als der Pfarrer dann abends wieder allein in seinem Zimmer saß, dachte er wohl über manches nach, was ihm sein Gast erzählt, vielleicht auch, was er ihm nicht erzählt hatte. Aber dieses Einzelschicksal trat langsam zurück — andere Sorgen drängten sich vor. Größere und allgemeinere. Er war ja heuer aus einem fürstbischöflich würzburgischen ein kurfürstlich pfalzbayrischer Geistlicher geworden. Das hatte der Reichsdeputationshauptschluß in Regensburg auf dem Gewissen! Der Fürstbischof von Würzburg, sein weltlicher und geistlicher Herr, war aller Macht entkleidet, ja — das Bischöfliche Vikariat durfte nicht einmal mehr seine Seelsorger ernennen und anstellen — das geschah durch die weltliche Regierung. Welche himmelschreiende Usurpation! Da löste man die Stifte und Klöster auf und nahm ihr Eigentum in Staatsbesitz. Drüben im fürstbischöflichen Zenthaus saß ein junger kurfürstlicher Amtmann — der Baron von Bastheim —, der schickte ihm die „höchstlandesherrschaftlichen Verordnungen" herüber — über zweckwidrige Zeremonien am Himmelfahrtstag, Religionsverhältnisse der Kinder in gemischten Ehen, Kontrolle der Ordinariatsverordnungen, Maßnahmen wegen des „zehnten Pfennig", Verbot von Prozessionen nach dem Kreuzberg, Einweihung der Kirchhöfe, Bittschriften um erledigte Pfarreien — ja sogar über „unschickliche Kleidung" der Geistlichen! Da wurde ein 40stündiges Gebet für das Wohl des hohen Kurhauses befohlen — wer aus seiner Gemeinde hatte noch voriges Jahr etwas von diesem Kurhaus gewußt? Wo war man hingekommen! Es war aus einem Diener der Kirche einer des Staates geworden und dies in seinem 70. Lebensjahr! Sollte er es noch lange bleiben? Wie hatte doch dieser kleine, gewaltige korsische General die Welt auf den Kopf gestellt! Konnte er dies einst auch verantworten?

Als der Blick des Pfarrers dann zufällig auf die kleine, barettartige Filzmütze fiel, die sein Gast vergessen hatte mitzunehmen,

sprangen seine Gedanken wieder zurück zu diesem Mann, ob er wohl jetzt schliefe und es auch warm hätte.

Am nächsten Morgen wartete Tobias Gropp vergeblich auf seinen Gast. In echter Sorge, ob er wohl über Nacht krank geworden sei und deshalb nicht aufstehen könne, betrat er das Zimmer. Vitus Prugger lag mit verschleierten Augen und fiebrigem Gesicht im Bett und versuchte sich aufzurichten. Der Pfarrer drückte ihn aber wieder sanft in die Kissen, zog sich einen Stuhl her und ließ sich die Hand reichen. O weh — jetzt am Morgen schon so feucht und heiß — der Puls schlug heftig. Der Pfarrer hütete sich, ein bedenkliches Gesicht zu machen, und fragte den Kranken nur, wie er denn geschlafen hätte- Die Antwort war: schlecht — starke, stechende Schmerzen auf der linken Brustseite. Der Hausherr sagte tröstend, es wäre wohl eine starke Erkältung, daher auch der häßliche Husten. Beides könne aber mit Umschlägen, Fencheltee und Bettruhe wieder in Ordnung gebracht werden. Er soll sich nur keine Sorgen machen, jetzt sei er nun einmal sein Gast und bliebe es auch, bis er wieder gesund sei. Draußen sagte er zur Jungfer Lene, der alte Mann hätte eine fertige Lungenentzündung und Lene solle vor zum Schwarzen Adler gehen und ausrichten, wenn der Herr Physikus käme, möge er auch im Pfarrhaus vorsprechen. Der Doktor, ein Studiengenosse des Pfarrers aus gemeinsamer Würzburger Hochschulzeit, kam, besah, beklopfte und behorchte den Kranken gewissenhaft und verordnete dann zuerst einmal starken Aderlaß durch den Bader, kühle Umschläge und ein Herzstärkungsmittel aus der Apotheke. Zu seinem Universitätsfreund sagte er draußen, viel Hoffnung gäbe er nicht, wenn der Kranke in zehn Tage noch lebe, sei er gerettet.

Herr Tobias Gropp und Jungfer Lene taten, was sie konnten, dem Tod zu wehren. Nach zwei Wochen ordnete der Doktor an, Vitus Prugger solle jetzt ruhig einige Stunden am Tag aufstehen und sich etwas Bewegung machen, außerdem solle er tüchtig essen. Er war gerettet.

Aber der Winter stand vor der Tür. Für Tobias Gropp stand es längst fest, daß er den jetzt Genesenden nicht seine Straße ziehen lassen durfte, sondern ihm um Jesu Christi willen bis zum Frühjahr Obdach geben müsse. Aber ganz umsonst sollte das auch nicht sein. Der Mann war doch Bildschnitzer. Noch einer von der alten Schule. Der sollte ihm jetzt neue Figuren schnitzen für die weihnachtliche Krippe, die jedes Jahr über die Festtage bis zum Dreikönigstag neben dem Marienaltar in der Kirche aufgestellt wurde — zur Freude der Kinder und Erwachsenen. Diese Krippenfiguren waren alt, häßlich, plump und ohne alle Proportion, sie konnten nur von einem Stümper gefertigt worden sein. Sie hatten ihn geärgert, sooft er die Krippe aufstellen ließ. Aber er hatte noch niemand gefunden, der sich was Besseres herzustellen zugetraut hätte. Vielleicht hatte er diesen Mann jetzt gefunden.

Am nächsten Tag zeigte er seinem Gast die Figuren der Maria, Josephs' des Christkinds und der Hirten. Er fragte, was er davon hielte und ob er's anders fertigbrächte. Vitus Prugger schaute sich die kleinen, rohen, unförmigen hölzernen Gestalten an, lächelte ein bißchen, bat dann den Pfarrer um Bleistift und Papier und versprach ihm, bis abends Zeichnungen vorzulegen, wie er sich diese Menschen dachte. Abends waren die Zeichnungen — schon in der Größe der anzufertigenden Figuren — fertig. Tobias Gropp war begeistert. Ja — so ungefähr hätter er sie sich auch immer vorgestellt; denn so sei die künstlerische Ausdrucksform in seinen jungen Jahren gewesen; man solle sich doch nur in den vielen fränkischen Kirchen umschauen, die in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gebaut und ausgeschmückt wurden. Was er heute sehe, könne sich mit der kühnen und kraftvollen Bewegtheit jener Darstellung gar nicht messen, auch wenn man dabei die klassische Kunst zum Vorbild nehme, wie behauptet wird. Er fragte dann Vitus Prugger, ob er sich zutraue, in den sechs Wochen, die noch vor Weihnachten lägen, die Krippe fertigzubringen. Der Bildschnitzer besann sich keinen Augenblick. Freilich — er bräuchte nur trockenes Holz, am besten Lindenholz, und einen Werkraum; Stemm- und Stechzeug, Hohl- und Schlichtmeißel hätte er in seinem Bündel. Der Pfarrer war im Feuer. Er versprach Holz, grobes Handwerkzeug, eine Hobelbank zum Einspannen der Figuren, als Werkraum eine unbenützte Vorratskammer neben dem Stall, in die heute noch ein Ofen gestellt würde. Die letzte Hand dürfe er des besseren Lichtes wegen sogar in diesem Zimmer anlegen. Nur fertig müßte er werden. Am übernächsten Tag stand Vitus Prugger schon, bekleidet mit einem alten Rock seines Arbeitgebers, in der Werkskammer, sägte, stemmte und pfiff mit glücklichem Gesicht ein Liedchen dazu. Es konnte nicht lange dauern, da wußte man im Städtchen, daß droben im Pfarrhaus ein alter Mann, der krank gekommen und von der Jungfer Lene gesund gepflegt worden war, eine neue wunderschöne Krippe schnitze. Und bald hatten sich auch die ersten Kinder eingestellt, die sich in dem behaglich warmen Raum um den merkwürdigen Mann scharten, der eine ganz andere Sprache als ihr Fränkisches sprach und der aus einem viereckigen Holzklotz einen kleinen, frommen Engel oder einen demütig betenden Hirten meißeln, schnitzen und stechen konnte.

Der Pfarrer war mit seinem Gast zufrieden. Abends setzte er sich zu ihm ins kleine Zimmer und ließ sich bei einem Glas Wein, während der Bildschnitzer seine Figuren mit feinstem Stichel und Schmirgelpapier behandelte, von seinen Arbeiten in den Kirchen und Klöstern der katholischen Länder erzählen — wie er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem berühmten Holzbildhauer Stammel aus Graz an der Inneneinrichtung der Stiftsbibliothek in Admont in der Steiermark mitarbeiten durfte — das Herrlichste, was er je gesehen habe.

Eines Tages, anfangs Dezember, brachte der Amtsbote wieder einmal das „Regierungsblatt für die urbayrischen Fürstentümer in Franken" ins Pfarrhaus. Hoch-

Jagd auf die Stille Nacht

Jetzt geht es in Deutschland wieder los. In Zeitschriften und Vorträgen wird wieder scharf geschossen gegen das deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht". Unliturgisch sei es und unecht, schmalzig und kitschig. Piff, paff — abgeknallt! Aber das so oft erschossene Lied lebt und wird vermutlich alle seine Scharfschützen überleben. Seine beiden Verfasser, ein Priester und ein Lehrer, sind allerdings tot. Zu ihrem Glück, muß man sagen. Sonst kämen sie vor ein liturgisches Gericht und müßten auf einem Scheiterhaufen scheitern. Der Papst freilich würde diesem Gericht nicht vorsitzen, denn er hat sich das verpönte Lied selber schon vorsingen lassen. Aber es gäbe eine ganze Anzahl eifernder Puritaner, die bereit wären, über jene beiden Männer den Stab zu brechen und für sie die Scheiter zu schüren.

Was haben die beiden Volksmänner und ihr Lied bloß angestellt? Sie haben die Geburt unseres Heilandes mit volkstümlichen Worten und Weisen besungen. Sie haben eine anschauliche (anhörliche) Krippe gebastelt und in ihrer armen Dorfkirche vor die Leute hingestellt, und diese Leute haben das Krippenlied liebgewonnen, es in Mund und Herz genommen und nicht mehr hergegeben. Seit 139 Jahren. Das ist ihr gutes Recht. Man lasse sie doch in Ruhe!

Natürlich ist das Lied weich und rührselig, aber einmal ist es keine Sünde, bisweilen ein weiches gerührtes Herz zu haben, und zum anderen ärgere ich mich immer über die bald nur noch rationalistische, ach so gelehrt raschelnde und für die Mehrzahl der Menschen unverständliche Sprache, die sich im religiösen Schrifttum mehr und mehr breitmacht. Das Lied „Stille Nacht" steht sprachlich dem Evangelium näher als diese verschlüsselten Geistreichigkeiten und Hintersinnigkeiten, und zwar vergleichsweise so nahe, wie ihm der heilige Franziskus mit seiner lebenden Krippe nahestand. „Laß uns einfältig werden und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein!" Das meint Matthias Claudius dazu, aber er war auch ein Volksmann.

Von Menschen, die noch „Stille Nacht" singen, haben wir nichts Böses zu gewärtigen; aber Angst habe ich vor jenen, die zu stolz, zu gebildet und zu eingebildet sind, dieses Lied noch gelten zu lassen oder es gar selbst mitzusingen. Der heilige Paulus würde diesen Liedsturm wahrscheinlich nicht verstehen, sondern verwundert sagen: „Wenn nur auf alle Weise Christus verkündigt wird — das ist meine Freude" (Phil. 1:18).

Soeben lese ich, welche Anstrengungen die Katholische Aktion in England macht, um „das Christuskind den Bewohnern der britischen Inseln während der Weihnachtszeit ständig vor Augen zu führen." Zehntausende von Plakaten mit einer Weihnachtsdarstellung werden in der Öffentlichkeit ausgehängt, die Geschäftsleute werden ersucht, Krippen in die Schaufenster zu stellen, die Kinos errichten Krippen in den Foyers, die Briefe werden mit „Penny Posters" verklebt, d. h. mit Märkchen, auf denen berühmte Weihnachtsbilder zu sehen sind; denn „erstes und einziges Ziel ist, der Welt die Krippe zu zeigen." Und wir zeihen die Engländer manchmal religiöser Kühle und Frostigkeit.

Und wir — halten Verdammungsgericht über das deutsche Weihnachtslied, das „der Welt die Krippe" zeigt, aber das Volkslied einigen Liturgie-Aristokraten zu gering ist. Ich verstehe es nicht und werde es nie gutheißen. Denn wenn man dem Volk etwas nimmt, muß man ihm zuvor etwas Besseres gegeben haben, sonst hat man es bestohlen. A.K.

---

würden wolle es lesen und mit Gegenzeichnung wieder an das Amt zurückbringen lassen. Herrn Tobias Gropp ahnte nichts Gutes. Er las — gleich auf der ersten Seite — „Die Abstellung der Krippen in den Kirchen betreffend". Das Blut stieg ihm zu Kopf; er setzte sich in den Lehnstuhl und las: „Sinnliche Darstellungen gewisser Religionsbegebenheiten waren nur in einem solchen Zeitraum nützlich, in welchem es an geschickten Religionsdienern fehlte, die Unterrichtsanstalten ganz mangelhaft waren und das Volk noch auf einer so niedrigen Stufe der Kultur und Aufklärung stand, daß man leichter durch Versinnlichung der Gegenstände als durch Belehrung auf den Verstand wirken konnte. Zu diesen sinnlichen Darstellungen gehören die sogenannten Krippen. Da die Einwohner der fränkischen Provinzen so weit in der religiösen Aufklärung fortgeschritten und die Unterrichtsanstalten schon lange dahin gediehen sind, daß es solcher Sachen zur religiösen Aufklärung und Belehrung nicht mehr bedarf, da die Krippen meistens schon abgeschafft sind und lediglich kleinen Kindern zum Vergnügen dienen können, so werden die Beamten und Pfarrer angewiesen, die Aufstellung der Krippen in den Kirchen, wo sie bisher noch üblich war, künftig nicht mehr zu gestatten." Unterschrift: Graf von Türheim.

Tobias Gropp schloß die Augen. Seine Gedanken blieben an einem Wort hängen. Aufklärung! Dreimal berief man sich auf den Begriff: Aufklärung! Oh — wie gingen doch die im Finstern, die da glaubten, aufgeklärt zu sein! Er unterdrückte gewaltsam seinen Zorn; denn es hatte bescheiden geklopft. Ein Brautpaar stand draußen, das am Sonntag getraut und heute geprüft werden wollte. Er prüfte flüchtig und mit zerstreuter Freundlichkeit. Gott sei Dank — die jungen Leute schienen noch nicht „aufgeklärt" zu sein. Sie dankten schüchtern und luden Hochwürden zur Hochzeit ein.

Der Pfarrer sprach mit niemand über das Verbot. Der Bildschnitzer war ahnungslos und bosselte dankbar und fröhlich an seinen Figuren. Er brauchte ja auch noch Ochs und Esel. Vorläufig sollten die Figuren nicht bemalt, sondern nur getönt und gewachst werden.

Da waren ja außer den Kindern auch schon Erwachsene gekommen, die mit Staunen und Bewun-

derung dem Bildschnitzer bei der Arbeit zuschauen, ehrfürchtig die fertigen Figuren in die Hand nehmen und manches Gemeinsame zwischen ihnen und den alten Bildern in der Kirche finden wollten. Die neue Krippe zum Christfest war Gesprächsstoff: im ganzen Städtchen.

Kurz vor Weihnachten — zur korrekten Besuchszeit — ließ sich der kurfürstliche Amtmann, Baron von Bastheim, beim Pfarrer Tobias Gropp zu einem Besuch melden. Der Pfarrer wußte, was jetzt kam. In ausgesucht höflichem Ton begann der Baron, daß er gehört hätte, Hochwürden ließen durch einen ambulanten Künstler eine neue Weihnachtskrippe schnitzen, dieselben hätten aber doch gewiß Kenntnis von der höchstlandesherrlichen Verordnung genommen, gemäß welcher die Aufstellung von Krippen in der Kirche nicht mehr gestattet sei. Er erlaube sich, Hochwürden doch noch mal auf das Verbot und die Folgen seiner Nichtbeachtung aufmerksam zu machen, zumal . . .

Während der ganzen wohlgeformten Rede des Barons wartete der Pfarrer nur auf ein Wort — das Stichwort Aufklärung. Es fiel erst am Schluß. Mit einer müden Handbewegung antwortete Tobias Gropp: was er selbst über die Aufklärung wisse, sei, daß sie statt Religionsunterricht „moralische Belehrung" und „Unterweisung in der Tugend" wünsche, an Stelle der christlichen Heilslehre das „Naturlicht der Vernunft" setze und die Religion des Wertvollsten, was ihr innewohne, ihres, „Geheimnisses", entkleiden möchte. Der Baron lächelte. Sollte er mit dem alten Herrn streiten? Er war jung und wollte nicht sein Leben lang kleiner Amtmann oder Landrichter bleiben, er wollte in die Regierung, seine Frau in die Stadt. Er hatte sich zu bewähren. Hier war Gelegenheit.

Ja — er hätte von der höchstlandesherrlichen Verordnung Kenntniß genommen. Mit diesem nüchternen Satz beendete Tobias Gropp die Unterredung und geleitete den Amtmann zur Haustür. —

Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, dem landesherrlichen Befehl offenen Widerstand zu leisten. Seine Gemeinde wäre hier, wo es sich um die Gefährdung eines uralten kirchlichen Brauches handelte, geschlossen hinter ihm gestanden, seine Kirchenältesten hätten die zu erwartende Geldstrafe aus der Stiftungskasse bezahlt. Aber Ungehorsam gegen die Obrigkeit blieb's doch, und er selbst hätte das Beispiel gegeben! Aber es gab noch einen anderen Weg! In dem Reskript wurde nur die Aufstellung von Krippen in den Kirchen — keineswegs außerhalb der Kirche verboten. Da war doch die Nische rechts des Eingangs zur Kirche; sie war leer. Lang vor seiner Amtszeit soll einmal eine Sandsteingruppe: „Jesus und die schlafenden Jünger am Ölberg" dringestanden haben. Bei der Restaurierung der Kirche vor 70 Jahren wurde die Gruppe, da der Sandstein zerbröckelt und zerfallen war, entfernt. Der Wunsch, sie zu ersetzen, blieb eine Zeitlang wach, dann wechselten die Generationen, und er schlief langsam ein. Das eiserne Gitter war erhalten geblieben. Diese Grotte war ja wie geschaffen für die Aufstellung der Krippe. Sie brauchte nur ordentlich instandgesetzt und, ihrem neuen Zweck entsprechend, mit einfachsten Mitteln angepaßt zu werden. Er durfte mit ruhigem Gewissen schlafen.

Weihnachten kam. Die Kinder fieberten, die großen Leute freuten sich, so, wie sich jeder Christenmensch auf das Fest freut, seit es in der Welt ist. Der Pfarrer hatte darauf verzichtet, seine Gemeinde darüber aufzuklären, warum die Krippe heuer nicht mehr in der Kirche neben dem Marienaltar, sondern draußen in der Ölbergnische stand. Der Triumph erschien ihm zu billig.

Am Heiligen Abend erstrahlte, im matten, transparenten Licht von hinter Kulissen versteckten Wachskerzen, die liebliche Szene der Hirtenanbetung, unter dunkelblauem, südlichem, besterntem Himmel, von dem zierlich beflügelte Engel herniederschwebten, und entzückte die kommende und gehende Weihnachtsgemeinde. Als Herr Tobias Gropp aus dem Abendgottesdienst kam, an der Grotte vorbeischritt und sein Blick über die Gesichter der die Krippe umdrängenden Menge seiner Gemeindekinder glitt, sah er so viel Staunen und gläubige Ergriffenheit bei Kindern und großen Leuten, daß er wußte, das Richtige getan zu haben. Dem, was jetzt noch kam, war zu begegnen.

Das Weihnachtsfest verlief für Tobias Gropp, wie es in einem Pfarrhaus verläuft, an das viele Leute vielerlei Anforderungen stellen. Er wurde ihnen gerecht.

Zum neuen Jahr schickte Herr Baron von Bastheim brieflich ergebenste Glückwünsche. Daß er nichts von der Aufstellung der Krippe wußte, war nicht anzunehmen; denn seine Kinder waren mit ebenso glücklichen Gesichtern vor der Krippe gestanden wie alle anderen Kinder.

Gelegentlich der großen Neujahrscour der kurfürstlichen Beamten in Würzburg begrüßte der Generalkommissar für die kurfürstlichen fränkischen Lande, Graf von Türheim, auch seinen Amtmann, Baron von Bastheim. Im Gespräch berichtete dieser auch von seinem Nachbarn, dem geistlichen Herrn Tobias Gropp, und davon, wie er das höchstlandesherrliche Verbot, die Aufstellung der Krippen betreffend, beantwortet hätte.

Graf Türheim hörte sich den Bericht seines Amtmanns schweigend an und fragte dann lächelnd, ob denn der Herr Baron die Krippe selbst gesehen hätte. Auf dessen verneinende Antwort erwiderte er: „Sie wissen — Baron — als klassisch gebildeter Mann — was der römische Kaiser Trajan seinem eifrigen Satrapen, dem jüngeren Plinius, wegen der Christen schrieb: ‚Aufsuchen soll man sie nicht . . .!' Halten sie sich auch in Zukunft an die politische Konzeption dieses großen Herrschers!" Mitlerweile hatte Tobias Gropp seinem Bildschnitzer Vitus Prugger schon längst den Auftrag gegeben, er möchte doch jetzt auch die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland herstellen; denn zum Epiphaniastag wolle seine Gemeinde auch eine Freude haben.

Von Liebe ergluehn drei Hirtenherzen



In Bethlehems Stall sitzt Maria, die Reine;
sie wartet ihr Kind. Unterm Sternenscheine
eilen Hirten querfeldwärts, das Wunder zu spähen,
das der Engel verkündet: Ein Kind zu sehen;
im Stall ist seine Herberg; die feinen Glieder
in Windeln, gar ärmlich, doch weiß wie Flieder.
Das Kind ist euer Heiland, heut Nacht erst geboren.
Die Jungfrau daneben hat er zur Mutter erkoren. ☆

„Wer hätt' das gedacht!" jubelt Steffel beim Holpern.
„Doch dürfen wir so nicht in den Stall hineinstolpern.
Eine Gabe gebührt doch dem himmlischen Knaben,
auch die Mutter sollt' ein schön' Angebind haben." ☆

Der Christian kraut sich hinter den Ohren:
„Der Engel sagt: ‚Euch ist der Heiland geboren.'
Doch was wir ihm schulden, hat er verschwiegen,
am liebsten brächt' ich ihm eine Wiegen." ☆

„Und ich gäb' ihm gerne sechs Pferde mit Chaise.
Zu Herodes sollt' er fahren mit großem Getöse.
Die ganze Hauptstadt würd' davon schwatzen,
und Herodes sollte vor Ärger platzen.
Doch ich hab' keine Chaise, ganz zu schweigen von
Pferden,
so kann aus dem prächtigen Geschenk auch nichts
werden.
Wie schade ist's drum! Vielleicht wär' es besser,
ich schenkte dem Kind mein Taschenmesser?
Das brauch' ich jedoch meinen Käse zu schneiden, und
Pfeifen dem Sephie aus Pappeln zu schneiden." ☆

So brummte der Steffel. Der Christian hinwieder,
bekümmerten Herzens, spricht traurig und bieder.
„Hätt' gerne dem Kinde eine Wiege gegeben
und der Mutter ein Bündelchen Werg zum Weben.
Doch wir armen Leute können nichts schenken.
Wie wird sich die Mutter des Kindleins kränken?" ☆

Da piepst wie ein Lerchlein Christians Kleiner,
der dreizehnjährige Hütbube Heiner:
„Ich wüßte wohl noch eine Gabe, die besser
als Wiege und Chaise und Taschenmesser!
Wir wollen dem himmlischen Kind unsre Herzen
verehren als wie drei Opferkerzen:
Das deine, Vater, das von Onkel Steffel,
auch mein kleines soll nicht unter den Scheffel." ☆

Da wiegt der Steffel den Kopf, den grauen,
möcht' dem Heiner im Dunkel ins Aug schauen:
„Dein Herz, guter Knabe, ist rein, ohne Narben.
Doch meines schillert in garstigen Farben,
ist häßlich vom Zorn auf Herodes, von kranken
und bösen und liebeleeren Gedanken;
ist angefüllt mit wüstem Gerümpel
und hart und kalt wie das Eis in den Tümpel.
Dein Herz, dein reines, wird dem Kindlein gefallen.
Vor meinem würd' es das Händchen ballen
und würde zornig von dannen mich jagen.
Was wollt' ich armer Steffel dann sagen?" ☆

„Mein Herz trägt wie deines viel Schrammen und
Beulen",
lehrt Christian den Steffel; „und doch will ich eilen,
als Opfer es bieten dem himmlischen Kinde
und der Mutter des Heilands als Angebinde.
Was übel im Herzen — das Kind wird es richten,
mit Liebe wird alles Verfehlte es schlichten.
Mein Bruder, dazu ist der Heiland verkündet,
daß alle Herzen zu Lieb' er entzündet,
und alles Verwüstete neu er zieret
und alles Verirrte richtig führet,
daß alles Kranke als Arzt er heilet,
daß der Teufel kein einziges Herz mehr anseilet." ☆

Schon leuchtet den drei'n aus der Türe der Hütte
ein helles Strahlen. Sie sehn in der Mitte
ein heilig Paar und ein holdselig Kindel,
in die Krippe gelegt, in schneeweiße Windel!
Sie fallen zu dritt auf die Knie nieder,
sie singen dem Kindlein Hirtenlieder
und stammeln zuletzt mit scheuem Erröten,
ob's recht sei, wenn ihre Herzen sie böten. ☆

Sankt Josef lächelt und Maria desgleichen.
Sie tät den Hirten das Kindlein reichen.
Sie dürfen es herzen und, die Händevoll Schwielen,
mit dem kindgewordenen Gotte spielen.
Von Liebe erglühn drei biedere Herzen,
vergessen sind Sünde und alle Schmerzen. ☆

Und eh sie die Kunde den anderen bringen,
tat Heiner vor Glück einen Jodler noch singen. ☆

Leo Wolpert, Albstadt

Aus der Weihnachtsansprache des Papstes - Weihnachten 1956

Weihnachten ist Gottes Einladung zur Wahrheit und Seine Verheissung des Friedens auf Erden. Christi Stellvertreter auf Erden, Papst Pius XII., sucht uns daran zu erinnern, Jahr für Jahr, Weihnacht für Weihnacht. Es hat die Heilige Nacht auch eine Botschaft, die hart klingt und unbeugsam ist. Nicht bedingungslos kommt uns der Frieden — die Krippe war hart, und hart ist das Leben.

Das unausschöpfbare Geheimnis der Geburt Christi soll wieder einmal den Menschen der Erde verkündet werden, die sich heute vielleicht mehr denn je nach der Wahrheit und Sicherheit sehnen. Der geheimnisvolle Glanz, der von der ärmlichen Wiege des Sohnes Mariens in die heilige Nacht hinausstrahlte, und die Engelchöre, die Frieden verkündigten und die nun durch die Pracht und die Melodien der heiligen Riten in den Seelen wieder lebendig werden, richten erneuert an die heutige, von so vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen enttäuschte Menschheit die göttliche Aufforderung, im Geheimnis Gottes die Klarheit, und in Seiner Liebe das Leben zu suchen.

Möchten doch alle Menschen die himmlische Einladung annehmen und mit der vertrauensvollen Einfalt der Hirten, denen das Weihnachtsgeheimnis zuerst offenbar wurde, zueinander sagen: „Laßt uns nach Bethlehem gehen und schauen, was geschehen ist und was der Herr uns kundgetan hat" (Luk. 2:15). Dann würden die heutigen Generationen wie die anderen vor ihnen, denen ebenfalls die Qual der nicht erkannten Wahrheit und die Angst vor furchtbaren Ereignissen nicht erspart blieben, von der Wiege des Erlösers zurückkehren und Gott loben, weil auch für sie Christus der einzige Retter ist.

Darum sei dies, geliebte Söhne und Töchter, der Weihnachtswunsch, den Unser kummervolles, doch nicht entmutigtes Vaterherz euch in diesem Jahre zusprechen möchte, in dem neue gefährliche Stürme die Zukunft des Friedens bedrohen. Die aufs neue entsetzten Menschen, die in der Nacht nach einem Schimmer von Licht und klarem Himmel ausschauen, der ihnen von den tiefen Widersprüchen des gegenwärtigen Jahrhunderts geängstigten Geist beruhigen könnte, weisen Wir auf die göttliche Krippe von Bethlehem hin, von der immer noch die Verheißung der sicheren Hoffnung herüber tönt: „Was krumm ist, soll gerade, und was uneben ist, soll ebener Weg werden" (Luk. 3:4).

Der Widerspruch, der auf der heutigen Menschheit lastet

Zweifellos lastet der Druck eines offenkundigen Widerspruches auf der Menschheit des 20. Jahrhunderts und verwundet sie gleichsam in ihrem Stolz: auf der einen Seite steht die zuversichtliche Erwartung des modernen Menschen, des Schöpfers und Zeugen der „zweiten technischen Revolution", er könne eine Welt der Fülle an Gütern und Werten schaffen, in der es Armut und Unsicherheit nicht mehr gebe; auf der anderen Seite steht die bittere Wirklichkeit der langen Jahre von Leid und Zerstörung und in deren Gefolge die in letzter Zeit noch gesteigerte Angst, es werde nicht gelingen, auch nur einen bescheidenen Beginn von dauerhafter Eintracht und Befriedigung grundzulegen.

Etwas ist also im gesamten modernen Lebenssystem nicht in Ordnung, ein grundlegender Irrtum muß an seinen Wurzeln nagen. Wie und von wem kann es behoben werden? Mit einem Wort, wird es dem modernen Menschen vor allem im eigenen Innern gelingen, den beängstigenden Widerspruch zu überwinden, dessen Urheber und Opfer zugleich er ist?

Die Haltung der Christen gegenüber diesem Widerspruch

Die Christen sind überzeugt, diesen Widerspruch überwinden zu können, wenn sie fest auf dem Boden der Natur und des Glaubens stehenbleiben, und zwar durch ebenso mutige wie vorsichtige Überprüfung der fraglichen Werte, vor allem der innerlichen.

Ihr Realismus, der sich auf das gesamte Dasein erstreckt und die Erfahrung der Vergangenheit nicht vernachläßigt, gibt ihnen die Überzeugung, daß sie sich nicht in ungünstigeren Verhältnissen befinden als ihre Vorfahren, denen

es ebenfalls im Glauben gelungen ist, innerlich die Widersprüche ihrer Zeit zu überwinden. Sie sind überzeugt, daß eben der heutige Widerspruch den Beweis für einen tiefen Bruch zwischen dem Leben und dem christlichen Glauben liefert, und daß es vor allem gerade dieses Übel zu heilen gilt.

Die Haltung der Glaubenslosen

Sehr verschieden davon ist dagegen die Auffassung vieler anderer, die zwar verzweifelt sind über den Widerspruch, aber nicht auf den Traum von der Allmacht des Menschen verzichten wollen, und die auch jene Werte einer Prüfung unterziehen möchten, die nicht in ihrer Macht stehen und die sich der menschlichen Freiheit entziehen, wie die Religion und die Naturrechte.

Im Grunde glauben und lehren sie, daß der grundlegende Widerspruch unserer Zeit vom Menschen selber ohne Gott und ohne Religion gelöst werden kann. Er kann, sagen sie, nicht gelöst werden, solange der moderne Mensch, zugleich Schöpfer und Geschöpf des technischen Zeitalters, seinen neuen Weg nicht bis zum Ende geht. Und, so fügen sie hinzu, er muß in dem einmal begonnenen Werk, seine Macht über das Sein auszubreiten, fortfahren, ohne sich Grenzen zu ziehen und ohne Rücksicht auf die Religion und das Menschen- und Weltbild, das sich auf diese stützt.

Für sie liegt darin, daß man auf halbem Wege stehen bleibt und irgendeinen Kompromiß zwischen Religion und technischem Geist sucht, die Wurzel des heutigen Widerspruchs. Mit anderen Worten, sie lehnen die Einladung des Himmels ab, sich nach Bethlehem aufzumachen, wo der Mensch — und nirgends sonst — lernen kann, „was geschehen ist und was der Herr uns kundgetan hat", nämlich unsere ganze objektive Wirklichkeit.

Doch der Mensch der „zweiten technischen Revolution" kann den Ruf Gottes nicht zurückweisen, und den Widerspruch und seine Auswirkungen zu verschärfen. Die Einladung zur Wahrheit und die Verheißung des „Friedens auf Erden" gilt auch für ihn. Wenn er sich in Anbetung vor der Wiege des Gottmenschen beugt, wird er die ganze Wahrheit und also auch die Harmonie seiner Welt sehen. Im menschgewordenen Gottessohn wird er wohl die Würde der menschlichen Natur erkennen, aber ebenso ihre Grenzen; er wird erkennen, daß der tiefste Sinn des menschlichen Lebens und der Welt nicht in errechneten Formeln und Gesetzen liegt, sondern in der freien Tat des Schöpfers; er wird sich überzeugen, daß er nur dann wirklich „Licht" und „Leben" besitzen wird, wenn er sich an der Wahrheit als an etwas Absolutes bindet, das zum ersten Male in seiner Fülle in Bethlehem aufleuchtete. –

Man sagte, er sei ein Dieb

von **Maria Schmit**

Nach dem weihnachtlichen Hochamt war es Sitte im Dorf, daß die Kinder hinaustraten an den Seitenaltar, wo die Krippe aufgestellt war. Dann freuten sie sich, daß alles so war, wie es immer gewesen: noch immer stand der baufällige Stall unter dem geflickten Strohdach, auf dem frischen Heu lag das wächserne Christkindlein und streckte den Dorfkindern die Arme entgegen. Maria kniete mit gefalteten Händen im Moos, und Joseph hielt eine winzige Laterne, in der ein rotes Licht brannte. Noch immer sahen Ochs und Esel neugierig über die gefüllte Raufe hinweg, noch immer stiegen von dem schmalen Bergpfad die Hirten hernieder, einer hatte einen Sack über die Schulter geworfen, einer brachte einen Korb mit Eiern, eine Hirtin hielt mit anmutig gebogenem Arm einen Krug auf der Schulter, an der freien Hand hielt sie einen Knaben in kurzem Röckchen. Die Hirten, die bereits unten angekommen waren, traten scheu näher, einer hatte den Hut an die Brust gedrückt, einer beugte eben das Knie und schirmte mit der Hand seine Augen, als blende ihn ein großes Licht. Und der am nächsten der Krippe war, lag schon auf beidenKnien und faltete in kindlicher Verwunderung die Hände. Eine Frau, die von der anderen Seite herzukam, hatte die Arme ausgebreitet in hellem Entzücken, sie lief eilig, man sah es an den Falten des langen Gewandes, und der eine Fuß schwebte nur so über dem Moos. Und mit dem gleichen Entzücken sahen dies alles die Kinder.

Ja, es war noch alles wie im Vorjahr und wie in jedem Jahr, so weit sie nur zurückdenken konnten; alles war noch an der gleichen Stelle, die Lämmer lagerten um den Ziehbrunnen herum, der stand an der linken Seite des Altartisches im Schatten einer Palme. Und neben dem Brunnen war wie alle Jahre der Opferkasten mit dem Negerkind. Es trug ein weißes Hemd und hatte die Hände bittend erhoben und bettelte um eine Gabe für seine Brüder und Schwestern im Palmenland. Sooft nun eines der Kinder eine Münze einwarf, freuten sie sich, wenn das Negerkind dankbar nickte, und sie belohnten sich selber für ihre Freigebigkeit, indem sie ein wenig mit dem Brünnlein spielten. Waren nicht solcher Art die Brünnlein in den Märchenbüchern abgebildet? Eine kreisrunde Einfassung von Feldsteinen, auf Holzsäulen ein niedliches Dach, darunter eine Welle, die in zwei Astgabeln ruhte, eine dünne Schnur war herumgewikkelt, an die war ein allerliebster Eimer gebunden. Man konnte an einer Kurbel drehn, und die Schnur wickelte sich auf und ab, und der Eimer stieg herauf und hinab, es war ein schönes Spiel.

Die Kinder spielten so lange, als der Herr Lehrer noch an der Orgel spielte und die alten Mütter-

chen rückwärts in den Bänken saßen. Jetzt spielte er noch ihnen zuliebe. Als sie aufstanden, hörte er auf, und auch die Kinder hörten auf, mit dem Brünnlein zu spielen, auf und ab, auf und ab, husch, waren sie fort.

Es dauerte noch eine Weile, daß der Herr Lehrer auf dem Orgelchor zu tun hatte. Er sammelte die Noten vom Hochamt ein und verwahrte sie in einem Schrank, er nahm die Mappe mit der Christvesper heraus und legte die Notenblätter auf. Da er eben vor der ersten Bank stand, wo der Sopran seine Plätze hatte, da hörte er nochmals die Seitentür gehn. Der nun eintrat, ein Flüchtlingskind war es, ein scheuer, verschlossener Bub. Niemand im Dorf mochte ihn leiden, man sagte, er wie seine Eltern nähmen es mit Mein und Dein nicht eben genau. Der Vater, der rundum bei den Bauern ins Tagwerk ging, er wußte in den Höfen alle Örtlichkeiten und allen Hausbrauch, er wußte, wo die Bäuerinnen ihre Vorräte aufbewahrten, und bald fehlten in den Höfen dies und das, die Holzbeigen wurden niedriger, mit Kleeheu und Rüben fütterte er seine Hasen, aus einem verriegelten Hühnerstall fehlten am Morgen ein Dutzend Junghühner, und es war nicht glaubhaft, daß der Fuchs die kleine Falltür geöffnet hätte, es war auch kein Blutstropfen zu sehen und keine Feder. Dieser fremde Bub aber, dieser Otto, war schmal und schlau wie der Fuchs, er konnte sich durch Kellerfenster und Scheunenluken zwängen, durch Hecken und Zäune schlüpfen. Und es war sicher, daß der nach der Turnstunde auf dem Sportplatz einen Ball hatte mitgehen lassen, und seither war der Fremde von allen gehaßt und gemieden.

Gespannt blickte der Lehrer zum Krippenaltar hinunter. Er wußte, auf der linken Seite stand die Opferbüchse und alle Kinder hatten etwas hineingeworfen. Und jetzt streckte Otto die Hand aus. Der Lehrer wandte sich ab, er war traurig. Nein, es fiel kein Groschen in die Büchse, dazu war der Bub nicht gekommen. Jetzt würde er die Büchse umkippen und den Inhalt in seine Mütze leeren. Aber es war kein Geräusch zu hören, der junge Dieb mußte gute Erfahrung haben. Und dem Lehrer fiel ein, wie man in der Zeitung immer wieder von Opferstockdieben berichtete, und hier in der Umgebung trieben sie ihr Handwerk.



HEILIGE NACHT

Im Stalle wacht Maria,
es weht ein kalter Wind —
und in der Kripp' verloren
da liegt das Gotteskind ☆
Maria singt ganz leise
das Kindelein in Schlaf —
damit es nicht erfriere,
wärmt es ein kleines Schaf. ☆
Und Joseph traumverloren
sieht auf das Wunder hin —
Maria und das Kindelein,
das ist sein ganzer Sinn. ☆
Darüber steht ein Glänzen,
der Stern von Bethlehem —
vom Felde, knien Hirten,
sie beten, schaun und sehn. ☆
Wie war die Welt verloren,
wie wird im Stall sie groß —
weil in der Krippe lieget
ein Kindlein arm und bloß. ☆
Ein Kind der Welt geboren,
zu tragen alle Welt —
von Gott ins Licht gehoben,
damit das Dunkle fällt. ☆

Ludwig Goltermann



Ich will ihm ins Gewissen reden, nahm er sich vor. Als er die Kirche verließ, sah er noch, wie Otto gemächlich über den Gottesacker ging, er hielt die Hände an die Brust gepreßt, und die Jacke bauschte sich über etwas — kein Zweifel, nun trug er das Negerlein fort, in aller Ruhe würde er es berauben, und zur Christusvesper würde es wieder an seinem gewohnten Platz neben der Palme stehn.

Jetzt bog Otto auf den Pfad ein, der zu einem verlassenen Speicher führte und der nun den Flüchtlingen als Wohnung diente. Aber Otto ging nicht in die Stube, er duckte sich unter dem Fenster vorbei und schlich in die Holzhütte, die aus Stangen roh gezimmert war. Und ich werde ihn pakken, sagte sich der Lehrer, — gerade dann, wenn er sich die erste Münze herausgeholt hat. Dies hatte ihm ein alter Amtsbruder gesagt: Tadel und Ohrfeigen solle man sogleich der bösen Tat folgen lassen, wie wenn der Blitz an Ort und Stelle einschlägt und der Donner das Haus erschüttert. Eine solch heilsame Erschütterung wollte er dem Buben nun gönnen. Also duckte er sich genau so unter dem Stubenfenster, schlich an den primitiven Kaninchenställen vorbei und schämte sich nicht, durch die losen Stangen der Holzhütte zu lugen. Er sah wie Otto Scheit um Scheit in die Hand nahm und neben dem Holzstoß einen neuen aufbeigte. Wollte er ein Versteck für seine Diebesbeute baun? Jetzt hielt er ein Scheit prüfend gegen das Licht. Mit seinem Messer löste er die bemooste Rinde ab. Dann kniete er neben einer Kiste, kramte darin herum und holte Hammer und Nägel hervor. Was tust du damit?

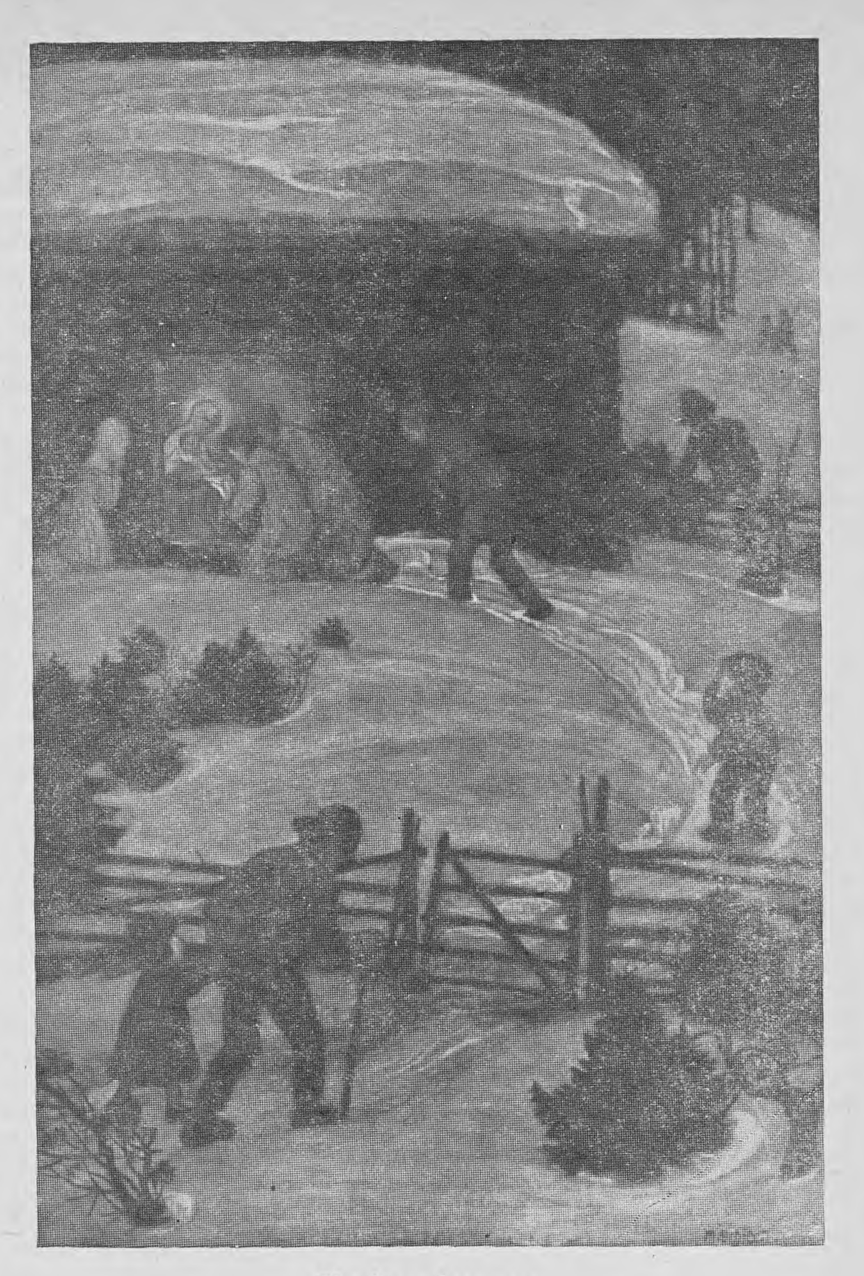
Und da sah er nun, was er wahrhaft nicht vermutet hatte: nicht das Negerlein stellte er jetzt auf die Kiste, sondern — das Brünnlein. Er setzte das Messer als Hebel an, bald hatte er das Dach abgehoben, o, es war nur noch der Rest von einem Dach, die Hälfte war abgebrochen. Und er legte das Rindenstück auf, das er vorhin abgelöst hatte. „Es paßt!" murmelte er freudig. Es hatte gerade die richtige Breite, und daß es so bemoost war, gab ihm erst das Ansehn von Alter und märchenhafter Herrlichkeit. Zwei kurze Nägel eingeschlagen, da saß es fest. Und der seltsame Dieb setzte sich auf die Fersen und betrachtete mit hellen Augen sein Werk. Dann tat er natürlich wie alle Kinder: er drehte am

Wellrad und ließ den zierlichen Eimer auf und nieder fahren, auf und nieder. Sein Gesicht hatte im Spiel einen innigen Ausdruck, es war heiter gelöst, der trotzige Zug um den Mund war verschwunden. Jetzt erst war Weihnachten in diesem Gesicht.

Dem Lehrer fiel ein, ein solches Brünnlein war in der Biblischen Geschichte abgebildet; der Herr saß auf dem Mäuerlein, und neben ihm stand mit staunenden Augen die Samariterin. Sie hatte den Arm auf den Krug gelegt, und auf dem Mauerrand stand der Eimer, mit dem sie geschöpft hatte. Und ein solcher Brunnen war wohl auch in Nazareth; und der Knabe Jesus, da er so alt war wie dieser Knabe hier, hat dort viele Male Wasser geholt und hat auch das Wellrad gedreht und hat den Eimer hinabsteigen gesehn und herauf, hinab und herauf. viele Male. Und hat den Eimer gekippt und in den hohen Tonkrug geleert und hat ihn auf der Schulter heimgetragen. Der Heiland der Welt ist ein Knabe gewesen wie dieser Knabe hier, den ich heimlich beobachte. Um auch dieses Kind zu erlösen, ist er Kind geworden. Heute ist das Fest seiner Menschwerdung. Weihnacht ist. Und mit einem Male fühlte er, wie ihm das Herz warm wurde in Liebe und Vertrauen. Dieses Kind, das er sonst nur kannte, wie es verdrossen in der Bank lümmelte, wie es falsche Zahlen an die Tafel schrieb, immer mit diesem traurigen Ausdruck in den Augen, dieses Kind konnte lächeln, glücklich sein über dem heimlichen Spiel und über einem Werk selbstloser Güte in Heimlichkeit getan als ein Dieb.

Auf einmal sprang Otto auf, erschrocken, als hätte er sich schon zu lange verweilt, er sah sich um, beinahe hätte er den Beobachter entdeckt, dann tat er den Hammer in die Kiste, barg das Brünnlein wieder behutsam unter dem Rock und verließ die Holzhütte. Wieder duckte er sich unter dem Stubenfenster, wieder ging er den Pfad zur Kirche hinan.

Auf einem Umweg ging der Lehrer zurück. Die Kirche war leer. Da stand nun das Brünnlein wieder unter der Palme und trug das neue Dach, ein schönes Rindenstück, zart bemoost, und paßte genau, als sei es immer so gewesen. Da sah erst der Lehrer, wie lieblich es war. Und konnte sich nicht enthalten und mußte auch ein wenig am Wellrad drehn, und da sank der Eimer hinab und herauf . . . so wie der gute Gedanke hinabsinkt in das Herz des Menschen und wieder aufsteigt als rascher Entschluß, rätselhaft aus unbewußter Tiefe. Und er sah auf das Kind in der Krippe, wie es die Arme auftat und wie es lächelte. Denn es wußte um alle Gedanken und alle Taten, auch wenn sie im verborgenen blieben, es wußte um den Quellengrund der Güte in allen Herzen. –



Venite adoremus

Aus der katholischen Welt

Der Weltkongreß für das Laienapostolat, der am Sonntag, 13. Oktober, in Rom mit einer feierlichen Schlußsitzung zu Ende ging, wird als ein hochbedeutsames Ereignis in die Kirchengeschichte eingehen. In einem bisher noch nie erlebten Maße waren an dem Kongreß auch die Laien der jungen Kirche in Asien und in Afrika vertreten. Wenn irgendwo, dann war das Wort „Welt-Kongreß" hier am Platze! Auch die Schlußdokumente des Kongresses zeugen für seine besondere Bedeutung. In diesem Dokument werden die Katholiken der ganzen Welt aufgefordert, die Bemühungen um eine ernsthafte Ausbildung der Laien zu verstärken. Diese Ausbildung ziele vor allem auf eine Vertiefung des religiösen Lebens, das im Gebet verwurzelt und im Geist des Dienens ausgerichtet werden müsse. Ferner müsse diese Ausbildung auf eine Vertiefung der Glaubenswahrheiten zielen, um damit der Gefahr einer immer mehr sich entfaltenden rein weltlichen Haltung zu begegnen. Die Ausbildung des Laien müsse aber auch eine genaue Kenntnis der modernen Welt und ihrer Nöte einschließen. Der gute Wille genüge nicht, er müsse unterstützt werden durch ein gediegenes Wissen auf beruflichem, politischem und sozialem Gebiet. In einer Welt, die immer enger zusammenrückt, müsse die Ausbildung des Laien schließlich eine internationale Sicht fördern. Sicherste Grundlage dafür sei eine wahrhaft katholische Gesinnung. Diese so geartete Ausbildung müsse die ständige Sorge aller sein, die an der Erziehung der Kinder und der Erwachsenen beteiligt sind, in der Familie, in der Pfarrei, in den Schulen und Hochschulen und in den katholischen Organisationen. Es sei wichtig, daran zu erinnern, wie sehr es der Familie zustehe, die erste Grundausbildung zum Apostolat zu geben. Der Fortschritt des Laienapostolats sei aber ohne tatkräftige Hilfe der Geistlichen nicht möglich. Es sei daher zu wünschen, daß immer mehr Priester für diese Aufgabe geschult und zur Verfügung gestellt werden. Die Katholiken müßten sich mit restloser Hilfsbereitschaft und mit ganzem Herzen an allen gültigen Formen der kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit beteiligen. Es sei eine Gewissenspflicht aller Katholiken, an der Gerechtigkeit zu arbeiten, nicht nur für jeden einzelnen oder für jede soziale Gruppe, sondern für jedes Volk und unter allen Völkern.

Die neue unterirdische Basilika in Lourdes, die zur Zeit im Bau begriffen ist, wird am Feste Mariä Verkündigung dieses Jahres feierlich eingeweiht werden. Wie aus Rom verlautet, wird Kardinal Roncalli, der Patriarch von Venedig, im Auftrag des Heiligen Vaters als Päpstlicher Delegat an den vorgesehenen großen Feierlichkeiten teilnehmen. Am 25. März d. J. wird er die neue gewaltige Marienkirche, an deren Bau die Katholiken der ganzen Welt beteiligt sind, konsekrieren.

Priester statt Überschallbomber. — 105 Millionen DM kostet ein moderner Überschallbomber. Mit diesem Geld könnten über 14 000 Priester in den Missionsländern ausgebildet werden. Aber nur 63 Millionen DM seien 1956 in der ganzen Welt für das Werk der Glaubensverbreitung gesammelt worden, stellt die deutsche Missionszentrale in Aachen in einem Aufruf fest. Für ihre Aufgaben in Afrika, Ozeanien, auf den Philippinen, in Japan, Skandinavien hätten den beiden Aachener Missionswerken (Päpstliches Werk der Glaubensverbreitung und Päpstliches Werk vom Hl. Petrus) im vergangenen Jahr etwa 4 Millionen DM zur Verfügung gestanden. „Unsere Mittel müßten vier- bis fünfmal so groß sein, um die stärkste Not lindern zu können und um unseren Glaubensboten die materiellen Möglichkeiten zu geben, deren sie bei ihrem großen Werk bedürfen." Die der Aachener Zentrale anvertrauten Missionsgebiete umfassen über 15 987 400 Menschen. Auf diesem Gebiet, das elfmal so groß ist wie die deutsche Bundesrepublick, leben nur etwas über eine Million Katholiken. In Deutschland kommen auf einen Priester 940 Katholiken, in Afrika dagegen 3000. Mit den Spenden, die den einzelnen Zentralen des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung zugehen, werden in den Missionen 45 000 Volksschulen und Lehrwerkstätten, 1200 Krankenhäuser, 2000 Waisenhäuser, 3400 Missionsapotheken, 350 Lepra-Heilstätten und 330 Altersheime unterhalten.

Gebet der Kranken — Papst Pius XII. hat ein Gebet zur Weihe der Kranken an die Gottesmutter verfaßt, das am 6. Oktober anläßlich der Krankensegnung auf dem Petersplatz von Kardinal Pizzardo zum ersten Male gebetet wurde.

„O gütige und milde Mutter, deren Herz vom Schwert des Leidens durchbohrt wurde, sieh uns arme Kranke hier an deiner Seite auf dem Kalvarienberg deines Sohnes. Auserwählt zur höchsten Gnade des Leidens, wünschen auch wir, in uns das, was an der Passion Christi fehlt, für seinen Leib, die Kirche, zu vollenden, und so weihen wir dir uns selbst in unseren Nöten, auf daß du sie auf dem Altar des Kreuzes deines Sohnes als bescheidens Opfer der Sühne für unser geistiges Heil und das unserer Brüder darbringst. Nimm an, o schmerzhafte Mutter, diese unsere Weihe und stärke in unseren Herzen die große Hoffnung, daß wir einst ebenso, wie wir teilhaftig sind der Leiden Christi auch teilhaben können an seinem Trost und am ewigen Leben. Amen."

Im Katholischen Weltapostolat sind zur Zeit 22 775 Deutsche in allen fünf Erdteilen außerhalb ihrer Heimat tätig. Auf Amerika entfallen 8326, auf Afrika 3806, auf Australien und die Südsee 902, auf Asien 844, auf Europa 8897. Die deutschen Ordensschwestern stellen über 75 Prozent aller deutschen Apostolatskräfte im Ausland.

Aus unseren Gemeinden



Hamilton – St-Bonifatius-Kirche — Die Aufgabe der katholischen Kirche ist es, den Menschen zu helfen auf ihrem Weg zu Gott. Wir nennen diese Aufgabe auch einfach Seelsorge: Sorge für das Heil der Seelen. Seelsorge ist auch heute notwendig. Doch ist es ein Gebot der Stunde, heute in der Seelsorge neue Wege zu suchen und zu gehen, denn die Situation der Welt stellt uns vor neue Probleme.

Pius XII. „Exsul Familia" – Unser heiliger Vater, Papst Pius XII., ist ein Mann der modernen Zeit. In vielen Ansprachen, Hirtenbriefen, Briefen und Audienzen hat er zu den Fragen der Seelsorge in unserer Zeit Stellung genommen. — Seine Sorge gilt auch den Auswanderern. Am 1. August 1952 hat er eine Apostolische Konstitution erlassen, die beginnt mit den Worten: „Exsul Familia" — „Die heimatvertriebene Familie von Nazareth, Jesus, Maria und Joseph, ist für alle Zeiten ein Gleichnis und Vorbild für jede Art von Emigranten, in der Fremde Lebenden und Flüchtlingen."

In dieser Konstitution betont der Hl. Vater die Notwendigkeit und den Segen einer Seelsorge für Auswanderer und Flüchtlinge und stellt neue Gesetze auf, die fortan für die Auswandererseelsorge gelten. Die Auswanderer sollen im neuen Land besondere Pfarreien bilden. Die Bischöfe mögen Priester derselben Volks- und Sprachengemeinschaft mit der Seelsorge beauftragen. Und wenn möglich, sollen diese nationalen Pfarreien auch ihre eigene Kirche haben.

Am 1. Dezember wurde uns in Hamilton dieses Geschenk zuteil. Nachmittags um 4 Uhr weihte Sr. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof Joseph Franziskus Ryan von Hamilton,die neue Bonifatius-Kirche als Nationalkirche für die deutschsprachigen Immigranten in Hamilton ein. Anschließend daran feierte der Hochwürdigste Herr das erste heilige Meßopfer in der Kirche.

Die neue Kirche ist nicht neu. Das Gebäude steht schon seit über 30 Jahren. Zuerst diente es den Presbyterianern als Gotteshaus. Dann stand es einige Zeit leer. In den dreißiger Jahren kauften es die Altkatholiken. Sie nannten die Kirche damals „Church of St. Francis of Assisi". Unter diesem Titel ist die Kirche auch heute bekannt.

Im vergangenen Frühjahr gelang es unserem Bischof, diese Kirche zu kaufen. Da wir bisher in Hamilton keine deutsche Kirche hatten, wollte er: Das soll die Kirche der deutschen Katholiken werden. Wir wollen unserem Bischof dafür von Herzen danken.

Der Kaufvertrag wurde zwar schon im Frühjahr abgeschlossen, doch hatten die Altkatholiken noch bis zum 31. Oktober hier ihre Gottesdienste. Danach konnten wir mit der Vorbereitung für die Kirchweihe beginnen. Das Dach mußte erneuert werden, dann wurde die Decke neu verputzt und isoliert. (Die Kirche hatte vorher keine Isolierung.) Nachher hatten wir etliche Male den Pinsel in die Hand zu nehmen, die Kirche für den hohen Tag der Weihe zu bereiten.

Es gibt noch einiges mehr, Das Gebäude ist nicht nur Kirchenraum. Unter der Kirche ist ein großer, schöner Saal. Wir sind auch dafür sehr dankbar und hoffen, daß wir in diesem Saal recht oft frohe und schöne Stunden erleben dürfen. Die Bühne lädt ein zum Theaterspielen, und die geräumige Küche nebenan wird auch ihr Bestes tun!

Oben finden Sie zu beiden Seiten des Einganges zur Kirche je ein Zimmer. Links wird unsere Office sein; das Zimmer rechts wollen wir als Sprechzimmer benutzen. Und hinter dem Altar sind noch vier Zimmer und eine Küche. Das hat den großen Vorteil, daß wir kein eigenes Rectorat brauchen.

Die Seelsorger an der neuen Kirche sind Pater Joseph May S.A.C., und Pater Karl Joseph Trabold S.A.C. P. May kommt aus der Nähe von Bad Kreuznach, P. Trabold aus Frankfurt am Main. Dieses „S.A.C." hinter dem Namen der Patres besagt, daß sie Mitglieder einer religiösen Gesellschaft sind. S.A.C. sind die Anfangsbuchstaben des Namens dieser Gesellschaft: Societas Apostolatus Catholici, d. h. Gesellschaft vom Katholischen Apostolat. Der Gründer dieser Gesellschaft ist Vinzenz Pallotti. Deshalb nennt man die Patres auch einfach „Pallottiner".

Die Patres wohnen in der neuen Kirche, 420 Aberdeen Avenue. Die Telefonnummer JA 9-7902.

Abschied von St. Mary's Chapel — Bis zum 1. Dezember hatten wir unsere Gottesdienste noch in der Kapelle bei St. Mary's. Dann nahmen wir Abschied, und es war ein Abschied der Freude, denn wir haben ja jetzt unser eigenes und wohl auch schöneres Gotteshaus. Doch wollen wir nicht vergessen, der Pfarrei St. Mary's für die Gastfreundschaft im vergangenen Jahr zu danken. —



Ehre sei Gott in der Höhe!

von Joseph Kuehnel

Unsere Ehre bei Gott ist unser Wert; unsere Ehre bei den Menschen ist unser Erfolg. Doch was macht nicht alles unser Erfolg? Nicht wir allein, nicht unser Wert allein, auch manche Umstände und Zufälligkeiten, günstige Gelegenheiten, auch andere Menschen, unsere Zukunft, unsere Freunde, unsere Gönner, unsere Untergebenen.

Was hindert manchen Erfolg? Ungünstige Umstände, ihre Herkunft, ihre Freunde, ihre Feinde. Erfolg wird nicht bloß verdient. Erfolg wird auch geschenkt. Erfolg ist nicht in unserer Macht; er kann uns entzogen werden.

Bei den Menschen aber gelten nicht wir, gilt nur unser Erfolg. Sie sehen nicht nach uns, nicht auf die Tatkraft unseres Willens, der mit unseren geistigen Talenten wucherte. Sie schauen auf unseren Rock, auf unseren Titel; sie rechnen unsren Besitz nach dem Beutel, fragen nach unseren Beziehungen, wer für uns, wer wider uns steht.

Doch lieber ein Ehrenmann sein und als Schurke gelten, als ehrenvoll gelten und ein Schurke sein. Das Gelten ist nichts, das Sein ist alles. „Wolle nie scheinen, was du nicht bist, sei immer mehr als du scheinst" (Friedrich Schiller).

Sollte das Gelten mir schaden, dann nimm mir, o Herr, alle Ehre, auf daß ich echt werde, auf daß ich ehrenwert sei, auch wenn es niemand weiß als du allein. Kern will ich sein und sei es ohne Schale.

„Buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag mein Saitenspiel!"

Eichendorff

Unseren Wert schaffen wir selbst. Er sinkt nur durch unsere Schuld. Unser Verdienst steigert ihn. Was wir für unseren Wert taten oder unterließen, bleibt immer bei uns. Unser wertvolles Tun ist zunächst etwas Innerliches: soweit wir unsere Gesinnung adelten. Die Pflege unserer Seele ist unsre wichtigste Tat.

Gott sieht uns so wie wir sind, ohne Zufälligkeiten, die uns begünstigen oder hindern. Was uns unverdient zur Hilfe kam, das rechnet Er uns ab. Was uns unverschuldet hemmte, rechnet Er uns zu. Wie leicht wird es, mit Erfolg zu arbeiten, wie schwer ohne ihn. Wie ermutigt und hilft die voraus geschenkte Achtung, wie lähmt die voraus versagte!

Unser Wert bei Gott ist, was wir ehrlich wollen, worum wir aufrichtig ringen. Darum ist unsere Ehre vor Gott unser Wille.

Der Apostel sagt: „Meine Ehre ist das Zeugnis meines Gewissens." Das Gewissen darf unsre Ehre sein, wenn es sich vom Menschenurteil nicht beirren läßt, wenn es nur auf Gottes Ja und Nein hört.

Christus sagt: „Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts. Mein Vater ist es, der mich ehrt, von dem ihr sagt, daß Er euer Gott sei."

Unser Wert ist unser Verdienst; doch unser Verdienst ist nicht unser. Die Heiligung unseres Wollens geschieht in und aus Gott. Nur aus Ihm wird unser Wille mächtig. „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt." Soviel von Gott in uns, soviel sind wir wert. Darum ist Gott unsre Ehre. Wir als wir — sind nichts. „Wenn ich mich meiner rühme, dann kann ich nur meiner Schwachheit mich rühmen" (St. Paulus). Und wenn ich anerkenne, daß mein nur meine Schwachheit ist, dann wird erkannt, daß alles Starke in mir Gottes ist. Ist mein nur meine Sünde, dann wird mein Gutes Gottes.

Gott ist meine Ehre. Rühme ich mich meiner Stärke, dann prahle ich mit fremdem Gut und leugne den rechtmäßigen Herrn. So wird alles Rühmen zur Unehre. Aus der Anerkennung meiner Ohnmacht wird Gottes Ehre kund. Sind deine Tugenden dein Stolz, weh deiner Blindheit, deiner Unehrlichkeit! Du schreibst einen falschen Namen auf dein Haus und wirst einmal als Betrüger offenbar.

Meine Ehre ist meine Wahrhaftigkeit. Meine Wahrhaftigkeit aber ist das Eingeständnis meiner Schwachheit vor mir und vor anderen, daß ich dem keine Ehre nehme, dem sie allein gebührt.

Je mehr Gottes Ehre an mir offenbar wird, um so ehrlicher war mein Ringen um die Wahrhaftigkeit, das heißt die Demut meiner Seele, Ihm keine Ehre zu entziehen, Ihm das Seine zu lassen.

Das ist meine Ehre, daß ich Gott die Ehre gebe. Alle Ehre muß Gottes sein. Gott ist Seine eigene Ehre. „Denn Du allein bist heilig, Du allein der Herr, Du der Allerhöchste!"

„Ehre sei allein dem drei-einen Gott, dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie sie war im Anfang, jetzt und allezeit und in Ewigkeit!"

Alle andere Ehre ist Raub an Gottes Ehre. Darum fort mit unserer Ehre. „Nicht uns, o Herr, nicht uns! Nur Dir allein die Ehre!"

Unsere Ehre ist unsre Lüge, unsere Sünde, unser Leid. Geben wir „Gott in der Höhe die Ehre", das ist der „Friede für die Menschen auf Erden."

Der Mann in der Uhr

Erzählung von Hans Breiteneichner

„Nimm dich in acht vor der Zeit!" Sie kommt, sie schreitet voran, sie kennt keinen Rückweg. Sie kennt nur das Voranschreiten: Hin zu Gott und zum Leben, oder fort von Gott und in den Tod.

Jedem, der einmal nach Florenz kommt, kann es passieren, daß plötzlich seine Uhr nicht mehr weitergeht. Er soll dann nicht gleich seine gute Laune verlieren, sondern mit der stehengebliebenen Uhr zum Uhrmacher Luige Sasseti gehen. Seinen Laden — es ist nur ein kleiner — findet man leicht in der letzten Nebenstraße am Ende des Corso Lionardo da Vinci. Luige Sasseti gilt als ein tüchtiger Uhrmacher, und wenn es sich um keine allzugroße Reparatur handelt, kann man meistens seine Uhr gleich wieder mitnehmen. Freilich wird man ein wenig warten müssen; aber wer wartet nicht gerne, wenn ihm diese Zeit durch eine interessante und, wie er versichert erzählt, sogar wahre Geschichte verkürzt wird.

Als ich davon hörte, daß Luige Sasseti, während er arbeitet, seinen Kunden eine Geschichte zu erzählen pflegt, brachte ich ihm meine defekte Uhr. Diese Uhr war mir als eine Erinnerung teuer, vielleicht mochte deshalb in meiner Bewegung, mit der ich sie Sasseti übergab, eine gewisse Ängstlichkeit gelegen haben.

„Sie zweifeln an meiner Redlichkeit, Signore?" fragte Sasseti sogleich gereizt.

Ich beteuerte, daß ich nicht den geringsten Anlaß dazu hätte.

Aber Sasseti war nicht zu beruhigen.

„Signore, ein Mann, der schon einmal ein kleines Vergehen beinahe mit seinem Leben bezahlt hätte, wird bis zu seinem Tod ein ehrlicher Mensch sein, glauben Sie mir das!"

Und doch, bevor ich ihm versichern konnte, daß ich auch an dieser Feststellung keinen Zweifel hege, hatte Sasseti schon angefangen zu erzählen:

„Ach, es war nur ein sehr kleines Vergehen, das ich mir damals — ich glaube, es sind, seit es geschah, fünfzehn Jahre vergangen — zuschulden kommen ließ!

Es war im Hochsommer, ich erinnere mich noch genau an den Tag, ein ebenso schöner Tag wie heute, als ein Fremder diesen Laden betrat. Er hatte große dunkle Augen, und die Farbe seines Gesichtes war nicht viel heller.

‚Uruguay', sagte er, ‚ist meine Heimat.'

Die Uhr, die er mir übergab, war sehr wertvoll. Nicht nur ich sah das, auch jeder andere hätte es auf den ersten Blick erkennen müssen. Mit fünf Rubinen war der schmale Rand um das Zifferblatt belegt.

Ich habe den Fremden aufgefordert, so lange im Laden zu warten, bis ich den kleinen Schaden — es fehlte wirklich nur sehr wenig an der Uhr — wieder gutgemacht hatte. Ich konnte diese Zeit abschätzen: länger als eine halbe Stunde hätte ich niemals gebraucht. Aber er lehnte diesen Vorschlag kurz ab. Sein Hotel sei ganz in der Nähe und er würde also in einer halben Stunde wiederkommen.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, da war ich mit meiner Arbeit an der Uhr schon fertig. Bei Gott, ich hatte noch keinen schlechten Gedanken, als mir plötzlich einfiel, daß ich ja selbst einige Rubine im Laden hatte, in ihrer Größe und Tönung ungefähr denen der vor mir liegenden Uhr gleichend, und natürlich mit dem Unterschied, daß diese echt, meine aber aus Glas waren. Ob meine Rubine in dieser Größe wirklich für diese Uhr passen würden? fragte ich mich. Ich konnte mich ja einmal davon überzeugen. Und ich tat es! Nur einen einzigen Stein nahm ich aus der Fassung und setzte dafür einen falschen ein. Und der falsche Stein paßte, stand neben den vier andern Rubinen, als wäre es schon immer so gewesen.

Ich hielt die Uhr gerade in meiner ausgestreckten Hand, betrachtete so lächelnd mein gelungenes Werk, als der Fremde wieder eintrat. Die Viertelstunde war wirklich wie eine Minute so rasch vergangen und meine Hand zitterte leicht. Und da habe ich, so wie ich die Hand ausgestreckt, wirklich eine schöne Uhr', und zurückgegeben.

‚Sehen Sie sich die Uhr an', habe ich zu dem Fremden gesagt, ‚es ist eine sehr schöne Uhr.'

Er hätte nur über meine Worte erstaunt zu sein brauchen, und ich würde ihm noch in diesem Augenblick alles gestanden haben. Aber er sagte nur: ‚Sie haben recht, es ist wirklich eine schöne Uhr', und er lächelte sogar.

Als er bezahlt und den Laden verlassen hatte, war ich zum Dieb geworden.

Nach drei Stunden kam der Fremde wieder. Wie ich von ihm selbst erfuhr, hatte er, erst als er den Laden verlassen hatte, aus meinen seltsamen Worten Verdacht geschöpft. Ein Juwelier, dem er die Uhr zur Nachprüfung übergab, bestätigte ihm, daß ein Rubin falsch war. Und nun stand er vor mir und forderte sein Eigentum zurück. Er sprach ohne Zorn, und dieses Verhalten war es, das mich in diesem Augenblick noch empfindlicher traf, als selbst die Tat-

sache, daß ich als Dieb vor ihm stand. Jedes einzelne Wort seiner Mahnung, die der Fremde an mich richtete, habe ich bis heute im Gedächtnis behalten.

Ich hatte ihm meine Tat, so wie sie geschehen war, zu erklären versucht, um damit vor seinen Augen ein milderes Urteil zu finden. Er hatte mir ruhig zugehört und dann geantwortet: ‚Ja, ja, Gelegenheit macht Diebe. Aber so wie sie Diebe macht, wird sie auch den Dieb bestrafen, der von einer anderen Strafe verschont bleibt. Denn die Gelegenheit, die Diebe macht, und die Gelegenheit, die bestraft, haben eine gemeinsame Mutter: die Zeit!' Und als er den Laden verließ, sagte er noch, und wie mir schien, sogar ein wenig voll Schadenfreude: ‚Sie sind Uhrmacher. Ihnen ist die Zeit besonders nah. Also nehmen Sie sich in acht vor ihr.'

Anfangs war ich darüber erschrocken, weil ich diese Worte des Fremden nicht verstand und sie mir geheimnisvoll erschienen. Dann aber lachte ich nur über sie, als ich erkannt hatte, wie sinnlos die Warnung des Fremden war und daß er sich sicher nur einen Spaß damit erlauben wollte. Denn, dachte ich, wie ist es möglich, daß etwas Unsichtbares, wie die Zeit, strafen soll. Sollte sie vielleicht so, wie eine Hand sich ausstreckt, nach mir greifen? Und weil ich Uhrmacher bin, müßte ich mich besonders in acht nehmen vor ihr?

Aber ungefähr ein Jahr später lachte ich nicht mehr. An einem Nachmittag, wieder gerade im Hochsommer, geschah es: Der Küster der Kathedrale Santa Katharina kam zu mir: im Schlagwerk der Uhr der Kirche sei etwas nicht in Ordnung. Ich sperrte den Laden zu und ging gleich mit ihm.

Es ist ein beschwerlicher Weg, bis man die vielen kleinen Stufen der engen Treppe sich aufwärts gewunden hat und dann hoch oben steht im Turm, noch weit über allen Dächern der Stadt. Eine volle Stunde lang hatte ich dann noch an der Uhr selbst zu arbeiten, weil in dem Halbdunkel, das dort oben ist, die Arbeit nur langsam voranging. Dazu kam noch die übergroße Hitze des Tages, die unter dem Gebälk, wie in einem Backofen so glühend, sich angesammelt hatte. Als ich mit der Arbeit fertig war, konnte ich kaum noch stehen, so schwach war ich geworden, und das erste, das ich dann tat, war Luft zu schöpfen, frische Luft.

Von der Straße aus, wenn man zum Zifferblatt der Kirchturmuhr aufschaut, kann man an der Stelle, von der aus die Zeiger sich drehen, also in der Mitte des Zifferblattes, ein kleines Loch wahrnehmen. Dieses Loch ist in Wirklichkeit viel größer, als es von unten aus aussieht; man kann leicht mit dem Kopf hindurch. Und durch dieses Loch steckte ich meinen Kopf und holte tief Atem.

Als ich also einige Zeit nach unten auf die Straße schaute, spürte ich mit einem Male einen Druck gegen meinen Hals. Ich wollte rasch den Kopf zurückziehen, aber es ging nicht mehr, es war schon zu spät.

In der Betäubung durch die Hitze hatte ich nicht mehr daran gedacht, daß ich das Werk der Uhr, das während der Arbeit abgestellt war, bereits wieder in Gang gesetzt hatte. Der kleine Zeiger der Kirchturmuhr hatte sich von oben auf meinen Hals gelegt, und der Druck nahm von Minute zu Minute zu.

Ich fing zu schreien an, um Hilfe zu rufen, aber niemand von den Leuten auf der Straße konnte mich hören. Von Sekunde zu Sekunde wuchs meine Angst. Ich wußte, nur noch wenige Minuten fehlten, nur noch einige Zentimeter mußte die Zeit mit ihrem Zeiger weitergehen, dann würde ich hier oben jämmerlich ersticken, von dem Zeiger der Uhr erdrosselt werden.

Und in diesem Augenblick hörte ich in der Erinnerung plötzlich wieder die seltsamen Worte des Fremden: ‚Nehmen Sie sich in acht vor der Zeit!'

Der Küster, der zufällig nach oben kam, um nach mir Ausschau zu halten, rettete mir in der letzten Sekunde das Leben."

Sasseti nahm die Lupe aus dem Auge und klappte den Deckel zu.

„Bitte, Signore", sagte er und gab mir die Uhr, „sie ist fertig."

Grösser als die Gewalt drohend geballter Fäuste ist die Gebetsmacht still gefalteter Hände.

Du bist Priester - und ich eine Suenderin

Von Edith Kempf-Harte

Der Schnee knirschte unter seinen Schuhen, als er von der Kirche die wenigen Schritte nach Hause ging. Es war sehr kalt. Ein Windstoß faßte plötzlich den Priesterrock, als ob ein verspätetes Beichtkind ihn zurückhalten wolle. Er mußte lächeln über diesen Gedanken; aber es war ein schmerzliches Lächeln. O ja, es waren viele aus der Gemeinde dagewesen; wohl keiner von denen, die jeden Sonn- und Feiertag ihr Ohr bereitwillig der Predigt öffneten, hatte gefehlt. Aber wie konnte man jene erreichen, die nicht kamen?

Der junge Pfarrer ging auf einmal langsam und gebeugt wie ein alter Mann; es war, als müßten seine schmalen Schultern eine Last tragen, die ihn schon oft bedrückt hatte, aber noch nie so wie heute. Vorhin die ganze Zeit im Beichtstuhl und jetzt wieder.

Ein paar Laternen längs des Weges erhellten das Dunkel, das sehr tief war, trotz der zahlreichen Sterne, die den Himmel übersäten. Der Priester seufzte und steckte den Schlüssel ins Schloß der Haustür. Da fühlte er sich wieder festgehalten, aber diesmal war es nicht der Wind, sondern eine Hand, die seine Hand faßte, und eine Frauenstimme sagte leise: „Kennst du mich noch — die Leni?"

Mein Gott, sie war es wirklich! Fraulich geworden die damals noch kindhaften Züge, älter, schärfer, besonders um den Mund herum sehr herb, aber unverkennbar Leni! Auf ihrem Arm saß ein vielleicht zweijähriger Junge, er hatte seinen Kopf an ihre Schulter gelegt und schien zu schlafen.

Auch die Haushälterin, eine entfernte Verwandte des Geistlichen, schrie überrascht auf, als sie die Besucherin gewahrte: „Leni! Um Himmels willen, die Leni! Nach so vielen Jahren! — Ach, und der kleine Junge! Gehörte er dir?"

„Ja, sagte die junge Frau leise. Der Pfarrer öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer: „Bitte, koche Kaffee, Anna. — Ich freue mich, Leni, daß du gekommen bist."

Sie streifte ihn mit einem scheuen Blick, während sie mit ihm über die Zimmerschwelle trat. „Wirklich? Oder sagst du das nur aus Höflichkeit?"

„Willst du mir noch immer nicht glauben Leni?"

„Doch, doch", erwiderte sie rasch, und die scharfen Linien um ihren Mund schienen sich ein wenig zu verlieren. „Jetzt glaube ich dir alles. Weil du der einzige warst, der sich um mich gekümmert hat." Sie bettete das schlafende Kind auf das Sofa, wie er sie zu tun aufgefordert hatte; es schlief friedlich weiter. „Ich hätte ihn nicht mitgebracht, aber es ist niemand da, der auf ihn aufpaßt."

„Es ist schön, daß du ihn mitgebracht hast. Ich habe Kinder sehr gern. Ist es dein einziges?"

„Ja", sagte sie. „Es hat keinen Vater." Ihre Stimme klang trotzig, aber auf ihrem Gesicht blühte wieder das Rot der Scham.

„Natürlich hat es einen Vater", entgegnete der Geistliche, „den Vater im Himmel hat es wie wir alle."

„Der will von solchen Geschöpfen wie ich und mein Kind nichts wissen", sagte abweisend die junge Frau. „Aber es ist nicht meine Schuld allein, daß ich so — so eine geworden bin. Die Eltern —"

„Die Eltern sind tot, beide, schon seit ein paar Jahren", sagte er leise.

„Für mich haben sie nie gelebt. Denke nicht, ich wollte dir wieder Vorwürfe machen. Ich bin nicht mehr der Trotzkopf von einst, der nicht glaubte, daß du es ehrlich mit ihm meintest. Als ich von deinem Besuch bei mir hörte und die Hauswirtin mir deine Zeilen gab, brach alles zusammen. Es tat mir sehr leid, daß du mich nicht angetroffen hast. Deshalb bin ich heute zu dir gekommen. Ich mußte einfach kommen. Verstehst du das?"

„Ich danke dir", sagte er schlicht. „Es ist sehr schön, am Heiligen Abend Versöhnung zu feiern."

„Ich habe dich nur deines Vaters wegen gehaßt, Walter. Im Grunde konntest du ja nichts dafür, daß es meinetwegen ständig Szenen gab. Dein Vater wollte mich eben aus dem Hause haben. Es ist ihm ja auch geglückt. Aber auch Mutter hat nie nach mir fragen lassen. Sie war froh, endlich Ruhe bekommen zu haben. Über den Mann vergaß sie ihr eigenes Kind."

„Du hast einem das Suchen auch nicht leicht gemacht, Leni. Jahrelang blieben alle Nachforschungen vergeblich."

„Ich wollte verschollen sein und führte deshalb ein wahres Zigeunerdasein. Wegen der Eltern hatte ich keine Angst, ich wußte, daß sie mir die Polizei nicht nachhetzen würden. Aber vor dir fühlte ich mich nicht sicher. Dein religiöses Gewissen —"

Sie verstummte, lächelte flüchtig, und der Priester spürte mehr, als daß er es sah, wie gezwungen dieses Lächeln war. Er schaute ihr nachdenklich zu, als sie im Kaffee, den die Haushälterin gebracht hatte, zu rühren begann, ohne einen Schluck genommen zu haben. Sie war erregt, man merkte es an jeder Bewegung .

„Glaube mir, Leni, ich habe deine Flucht verstehen können. Mir hat es immer schrecklich leid getan, daß mein Vater sich dir gegenüber wie der böseste Stiefvater im Märchen benahm. Es war wohl Eifersucht auf den ersten Mann deiner Mutter, er liebte sie sehr."

„Mag sein. Aber mein Leben ist dadurch zerstört worden. Allerdings war ich auch kein fügsames Kind. Und aus lauter Zorn über dein Tugendbeispiel, das man mir dauernd mit Lobessprüchen be-

kränzt vorhielt, wurde ich noch widerspenstiger. Als du dich entschlossest, Priester zu werden, war es überhaupt nicht mehr auszuhalten. Kurz vor deiner Weihe ging ich, wie du weißt, jung und unerfahren wie ich damals war. So mußte es mit mir kommen, wie es gekommen ist."

„Vielleicht hätte ich ohne dich nie zum Priesterberuf gefunden."

Sie starrte ihn überrascht an: „Wie meinst du das? Ausgerechnet ich sollte —?"

„Die Gnade geht oft seltsame Wege. An dir, die sich den Eltern und mir gegenüber immer mehr verhärtete, wurde mir ständig tiefer bewußt die weit größere Not der Seelen, welche sich gegen Gott verhärteten. Ihnen zu helfen, bin ich Priester geworden."

Es war eine Weile ganz still, nur das Kind hörte man ruhig und regelmäßig atmen.

„Alte Erinnerungen", sagte sie plötzlich mit einer Stimme, der man das Bemühen anmerkte, jede weiche Stimmung von sich abzunehmen. „Du bist Priester geworden, und ich wurde eine Sünderin. So nennt ihr Geistlichen doch die Menschen meines Schlages, nicht? Vielleicht war es sentimental vor mir, dich heute aufzusuchen. Verzeih, daß ich deinen Frieden störte." Sie stand auf.

Da legte er einen Augenblick seine Hand auf die ihre: „Du willst doch so nicht fortgehen, Leni? Magst du mir nicht etwas mehr von dir und deinem Leben erzählen?"

Sie ließ sich widerstandslos nieder. „Was gibt es noch davon zu erzählen?" murmelte sie. „Ich lebe, wie — na, wie so eine lebt —"

„Und das Kind?"

„Das ist es ja gerade!" rief sie verzweiflungsvoll. „Seitdem ich das Kind habe, schäme ich mich. Es hat so klare Augen. Wie ein Spiegel nehmen sie alle Bilder in sich auf. Und einmal werde ich es sein, die diesen Spiegel befleckt."

„Du mußt ein neues Leben beginnen", sagte er, „des Kindes wegen. Wenn du damit einverstanden bist, werde ich dir eine Arbeit besorgen, die dich und den Jungen ernährt. Du warst so geschickt in Näharbeit. Ich bin mit einem Fabrikanten bekannt, der noch Näherinnen für seine Textilabteilung sucht. Im Nachbarort. Hättest du Lust? — Aber warum weinst du denn jetzt, Leni?" ....

Sie hatte nichts als Groll und Bitterkeit für ihn gespürt, damals als junges Ding, bockig und verstockt war sie gewesen. Alles Böse hatte sie ihm gewünscht. Und er war so gut. Das erschütterte sie nun. Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen weg und versuchte zu lächeln. Aber es mißlang wieder.

„Danke, Walter. Du bist sehr gut. Aber bedenke, du müßtest dich meiner schämen, wenn es herauskäme, daß ich sozusagen mit dir verwandt bin."

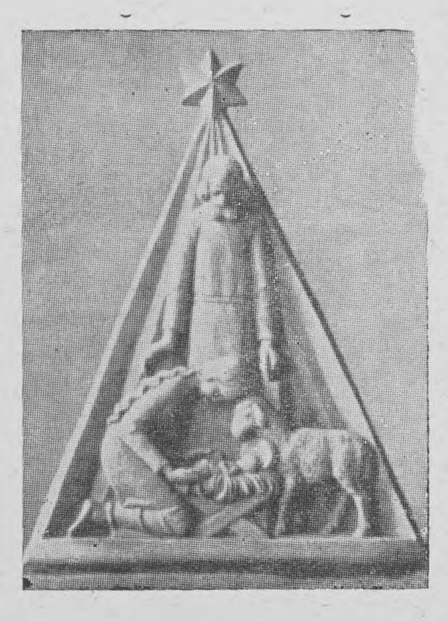
„Unsinn, Leni. Sei ehrlich, gib es zu: du möchtest doch ein anderes Leben führen nicht, wahr?"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Zu spät", schluchzte sie, „es ist zu spät."

„Es ist nie zu spät", sagte er eindringlich. „Solange man lebt, ist nichts verloren, du brauchst nur zu wollen!"

Sie schüttelte den Kopf, ohne das tränenüberströmte Gesicht aus den Händen zu heben.

Da stand er auf, faßte sie bei der Hand und sagte leise: „Schwester — komm mit! Wir gehen zu Ihm, bei dessen Geburt die Engel sangen: Frieden allen, die guten Willens sind!"



SPUTNIK

Die Macht der Finsternis war also die erste, die in den Weltraum vorstieß. Den mit großer Geschwindigkeit um die Erde rasenden Satelliten „Sputnik" nannten die Erdbewohner „Roter Mond". Und Moskau machte ihn zum neuen Unterpfand seines Herrschaftsanspruches auf diese Erde, die nach seinem Willen selbst einmal ganz und ungeteilt sein Satellit werden soll. Ja, Moskau macht seinen „Sputnik" zu einem Triumph über den Stern von Bethlehem.

Der Christ weiß daß er Herr dieser Erde sein soll. Und in der Erfüllung des Auftrages, sich die Erde untertan zu machen, können Vorstöße in den Weltraum von wohltuender Bedeutung für die ganze Menschheit sein. Aber nur dann, wenn die neugewonnene Macht des Menschen dem Grundgesetz des Lebens unterworfen wird, und das heißt Liebe, Friede, Freiheit. Geschieht das nach dem Grundgesetz Satans, im Dienste von Haß, Zerstörung und Sklaverei, dann ist der „Sputnik" tatsächlich der Anfang des „Roten Mondes" in der Nacht des Todes.

Nun, der „Sputnik" wird wieder zur Erde, zum Gesetz des Werdens und Vergehens finden. Er wird im letzten Falle, in auflösender Verbrennung zu Staub werden — wie jener Hitler, dessen Wissenschaftler in nicht geringer Zahl an der Entwicklung der „Sputnik' beteiligt sind.

Neue „Sputniks" und künstliche Trabanten werden kommen und gehen, immer mächtiger und imposanter dringt der Mensch in den Weltraum vor. Herr der Welt aber ist und bleibt der allmächtige Gott, der den Menschen geschaffen und ihm ewiges Gesetz und unüberwindliche Grenze gegeben hat.

Darin liegt unsere gelassene, frohe Hoffnung angesichts der neuen technischen Entwicklung in der Menschheitsgeschichte. Und niemand komme nur einen Augenblick auf die Idee, diese große Hoffnung im kalten Gehäuse des kleinen „Sputnik" zu begraben. (Rö)

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Die Mutter schwieg. Sie trat an das Fenster. Ein kühler Wind wehte vom Lärchenwald herab und strich wohltuend über ihre heiße Stirn. Lange blickte sie zum nächtlichen Himmel empor. Der Orion stand über dem Schlern. Hell leuchteten die drei brüderlichen Sterne. Waren sie nicht für sie das Sinnbild des heimlichen Glücks in ihren Söhnen? Vereint strahlten die Sterne, die Söhne aber — wie fern waren sie voneinander!

Und höher schwangen sich Agnes' Gedanken und wurden zum Gebet: „Mein Herr und Gott! Wie danke ich Dir, daß er noch am Leben ist — Christoph, mein Sohn, mein ärmster Sohn! Laß mich meine schwere Schuld an ihm sühnen, o Herr! Hilf mir, daß ich ihn wiederfinde, daß er die Mutter wiederfindet in mir!"

Anselm verharrte in seinen düsteren Gedanken. Die Mutter faßte ihn am Arm. Tief blickte sie in seine Augen, als müsse sie ihnen auf den Grund sehen. Waren es noch jene Augen, in denen wenige Stunden zuvor Tränen gestanden hatten? Nichts davon war noch in ihnen zu spüren. Kühl und abweisend blickten sie.

Agnes sagte: „Ich muß zu Christoph! Er braucht mich!"

„Nein!" rief Anselm zürnend, „ich lasse es nicht zu. Hast du nicht Arges genug schon von ihm erduldet?"

„Ich bin in seiner Schuld, Anselm, vergiß es nicht!"

„Hat er nicht mit spöttischem Lachen erklärt: Mutter? Ich habe keine Mutter mehr! Und den Vater hat er . . . ."

„Still, Anselm! Ich sagte es dir schon einmal. Ich habe vergessen und verziehen. Und du? Willst du strenger sein, als ich es bin, die es trifft?"

Doch unerbittlich fuhr Anselm fort:

„Nein, ich will nicht, daß er dich noch einmal demütigt, Mutter. Du hast deinen Besuch bei Lukas noch nicht überwunden. Ich warnte dich davor. Krank bist du heimgekehrt. Und nun willst du zu Christoph? Nein, niemals!"

„Aber du hörst doch, Anselm, was er fordert. Es ist doch eine wichtige Entscheidung für dich, für uns alle!"

„Gering ist sie, gemessen an der Entscheidung, vor der wir stehen. Im übrigen, Mutter, mir ist völlig klar, was Christoph will."

Agnes blickte fragend auf.

„Er will Fioll!"

„Anselm!"

„. . . für den Fall Ihrer Option! Fein ausgedacht! Anselm, der sich sein Leben lang für diesen Hof geschunden hat, optiert. Der Hof wird frei. Christophs Erbteil bleibt grundbuchlich auf dem Besitz. Das bedeutet: Christoph will den Fuß in die Tür halten, damit sie ihm offen bleibe! Vielleicht sucht er nach einer Möglichkeit, den Rest der Ablösungssumme aufzubringen, vielleicht will er Lukas, so sehr er ihn haßt, überreden, ihm gleichfalls seinen Pflichtanteil abzutreten. Christoph, der Träumer, ha, der Geiger hat rechnen gelernt!"

„Wie hart du bist, Anselm", stieß Agnes in tiefer Erregung hervor, „ist er nicht dein Bruder?"

Anselm lachte gequält.

„Bitter genug, wenn der leibliche Bruder nur darauf wartet, daß man geht. Hart — gerade deshalb bin ich es. Gefühle kenne ich nicht, wenn es um Fioll geht. Hast du vergessen, Mutter, was du mich die Stunde zuvor schwören ließest? Für Weib und Kinder zu leben und für dich, Mutter, so gelobte ich. Nüchtern sehe ich dies, ganz hart, wie du es nennst: Christoph ist kein Bauer, er kann den Hof nicht führen. Aber er will anscheinend meine Not ausnutzen. Er will profitieren, wenn ich gehe."

„Wie soll er dies, Anselm, arm, wie er ist!"

„Arm? Er war drüben in Amerika. Bei Colbert wird er schon gelernt haben, wie man . . ."

„Nichts von Colbert, Anselm!" rief die Mutter, glühend vor Zorn, „Christoph war schuldlos . . ."

„Mag sein! Doch er hat gelernt, wie man zu Geld kommt. Und Amerika? Drüben ist alles möglich. Drüben kennt man keine Vorurteile, keine Bindungen. Kann einer, der so arm ist, wie du sagst, einen Anwalt nehmen? Seit wann wohnen die Armen im Hotel?"

„Anselm, geh! Ich bitte dich. Schwer genug ist für dich der Tag, der nun kommt!"

Anselm schwieg. Ein nachdenklicher Zug der Besinnung trat auf seinen Mund.

Als er sich zur Tür kehrte, sprach er: „Tag für Tag habe ich in dieser schweren Entscheidung Gott um ein Zeichen gebeten, Mutter. In letzter Stunde ist es gekommen!" —

Schwer klangen seine Schritte über die Stufen hinab.

Die Mutter hörte sie nicht mehr; denn ihr Herz

flog ungestüm dem einen entgegen, Christoph. Wie tief empfand sie in jener Stunde wieder ihre schmerzliche Liebe zu ihm. Es mochte wohl sein, daß Christoph zu Reichtum gelangt war. Durch sein Spiel etwa, wer konnte es wissen? In dem schweren Schicksal, das er zu tragen hatte, war seine Kunst vielleicht zum Höchsten gereift? Oh, wie sehnte sie sich danach, Christoph wieder zu hören, ihn selbst, wenn sein Herz in den Tönen der Geige schlug!

Wieder standen jene dunklen Bilder vor ihren Augen. Sie sah den Raum vor sich, das Sprechzimmer im Kerkergebäude zu Bozen. Heimlich, unter einem Vorwande war sie vom Hof fortgangen. Ja, sie mußte mit Christoph sprechen. Gentili hatte ihr abgeraten. Selbst ihm verschwieg sie diesen Gang. Und nun stand sie hier. Vier kahle Wände, zwei Stühle. Das Bild des Duce an der Wand. Darunter ein Anschlag: „Die Sprechzeit von zehn Minuten ist genau innezuhalten. Den Weisungen des Aufsehers ist in jedem Falle Folge zu leisten!" Genau hatte sie sich dieses Gespräch vorbereitet, hatte Christophs Antworten überdacht und in die festgesetzte Zeit eingerechnet; denn in diesen zehn Minuten galt es, ein ganzes Leben, ihrs und das seine, ins reine zu bringen. „Ja, ich habe gelogen, Christoph. Nichts gab mir Anlaß zu sagen, daß Ev dich liebt. Doch hatte ich keinen anderen Weg, du mußt mir verzeihen, Christoph!" Sie sprach sehr schnell. Die Zeit war genau berechnet. „Mutter, wußtest du, wie sehr ich Ev liebte? Was diese Liebe für mein Leben war?" „Dies wußte ich, Christoph, da dein Wesen so sehr aus dem meinen ist: wenn du einmal lieben würdest, ginge es um dein ganzes Sein!" „Ja, dies war es Mutter! Und trotzdem . . ."

So sprach sie vor den kahlen Wänden, so gaben ihr die Wände Antwort, bis nach vielen Stunden der Kerkermeister kam, zufällig nur. Vielleicht hatte er ihre Schritte gehört, wie sie in dem Raume auf und ab ging. „Sie sind noch da?" fragte er erstaunt, „hat man ihnen denn nicht gesagt, daß der Häftling Christoph Hellensteiner Sie nicht zu sprechen wünscht?"

„Ich bin doch seine Mutter!" rief Agnes erregt.

„Es tut mir leid!" sagte der Kerkermeister und öffnete ihr höflich die Tür. —

Vorbei! Vorbei!

Vergessen war dies alles, vergeben!

Wenn das Schicksal ihr nur einmal noch eine Stunde gönnte, ja, selbst wenn es nur die kargen zehn Minuten wären, wo sie Christoph ihre Schuld gestehen konnte, damit er ihr, alles vergessend, nur das eine, einzige Wort sagte: „Mutter!"

Fester zog Agnes das Tuch um die Schulter.

Schon lichtete sich der Himmel über dem Langkofel. Ein schmaler Streifen nur, noch weit von der Helle des Tages entfernt, und doch ein sicheres Zeichen, daß der Morgen bald aus den Tiefen der Nacht emporsteigen würde.

Wie oft hatte sie früher diese Stunde des Morgens ersehnt, in der das Dunkel brach und Fioll, ihre Welt, denn der Tag rief die Arbeit, die Arbeit rief das Leben. Gelobt sei der Herr!

Doch dieser Tag, der nun aus dem Dämmern auferstand, wie blickten ihm doch die Menschen dieses Landes mit bangem Herzen entgegen! Kein Tag, in Jahrhunderten nicht, der so schwer geworden wäre wie dieser. Aus freiem Willen, so hieß es, sollte dies Land sein eigenes Schicksal bestimmen. Doch es war der grausamste Zwang, der jemals Menschen auferlegt worden war; der grausamste, weil er an ihr eigenes Herz, an ihren Willen gebunden wurde. Und doch hieß es für sie: „Bleibst du, so verrätst du dein Volk!" Und das gequälte Herz antwortete: „Gehst du, so verrätst du deine Heimat." Welches Leid, unermeßlich und ohne Ende, würde aus diesem Tage in den Jahren wachsen! Schrecklich, schrecklich!

Es hieß, alle, die sich zu gehen entschlossen hätten — es waren ihrer viele, viel mehr als die Zahl jener, die bleiben wollten —, würden noch einmal auf dem Kirchplatz in der Tracht des Landes zusammentreten, um gemeinsam die Option zu vollziehen.

Wie merkwürdig, daß Anselm, der Fioller, an diesem Morgen seine grobe, lodene Arbeitshose trug, den blauen Schurz, daß er die Axt über die Schulter nahm und nicht ins Dorf, daß er hinauf in den Tschanwald stieg.

Mittags fehlte der Bauer am Tisch. Doch es wurde nicht beachtet; denn der Tag brachte Unruhe genug.

Erst spät am Abend, als ihm Agnes schon bis in den Lärchenwald entgegengegangen war, kam Anselm langsam aus dem Walde herab.

„Was hast du getan, Anselm?" rief ihm Agnes entgegen.

„Ich habe die Zirben geworfen im Schlag, Mutter!"

„Anselm, du wußtest doch . . . Du hattest dich doch entschieden . . ."

Anselm lächelte.

Nie würde Agnes dieses Lächeln wieder vergessen können. Wie das Lächeln eines Irren war es. Sie wagte nicht, weiter in ihn zu dringen.

„Ich war bei Gentili", sagte sie so ruhig, als sie es vermochte, „er hat mir schon einmal geholfen, als es um Christoph ging. Er will mir auch dieses Mal helfen. Morgen wird er nach Genua fahren!"

„Gut!" sagte Anselm und lächelte wieder, „das trifft alles gut zusammen. Da kann er Herrn Giovanni Drigo, dem Advokaten, gleich sagen, daß er seinem Klienten Christoph Hellensteiner mitteilen möge: Ich, Anselm Hellensteiner, der Besitzer des Hauses Fioll, habe nicht optiert: Ich bleibe!"

XXVII

Fast schien es, als würde der Tod, der tröstende Freund, den der alte Bergater gerufen hatte, als er keinen Weg mehr aus dem Zwiespalt seines Herzens finden konnte, auch dessen einzige Tochter, die Bäuerin auf Tschelm, mit sich führen;

denn ein schwerer Anfall hatte sie bald danach auf das Krankenlager geworfen. Agnes, die ihr Leiden wohl kannte, wurde gerufen. Sie brachte Baldrian aus dem Garten mit und bereitete der Kranken den herzstärkenden Tee.

Lange saß Agnes am Bett der Tschelmerin und hielt die schmale knochige Hand in der ihren. Sie sah ihr in das Antlitz, in welchem kein Mut zum Leben mehr war.

„Ihr müßt Euch besser halten, Nachbarin", meinte Agnes, „mehr denn je braucht Euch der Hof!"

Die Kranke schlug die matten Augen auf und schüttelte den Kopf.

„Der Hof? Nein, der Hof braucht mich nicht mehr!" hauchte sie müde.

Lange schwieg sie, schwere Gedanken auf der zerfurchten Stirn. Dann richtete sie ihre Augen voll auf Agnes:

„Ist es wahr, daß der Fioller bleibt?"

„Ja", sagte Agnes.

„Wir hätten es nicht gedacht von ihm!"

„Es wurde ihm schwer genug!"

Dann schwiegen die beiden Frauen wieder. Agnes blickte durch das Fenster hinaus auf den Weg.

„Einmal schien es, als würde uns das Glück begegnen", begann die Kranke wieder, „Tschelm und Fioll — so nahe liegen sie beisammen, die gleiche Sonne scheint auf beide, der gleiche Regen fällt auf sie. Doch es kam anders. Und nun liegt eine Welt dazwischen!"

Schwer fiel ihr das Sprechen.

„Baldrian, Nachbarin", sagte Agnes, „er lindert Eure Schmerzen!"

„Schmerzen?" seufzte die Kranke auf, „ach, Ihr wißt es wohl! Diese Schmerzen heilt nichts, was von außen kommt. Tschelm und Fioll — wie soll das nun werden? Tschelm geht, Fioll bleibt!"

„Was sorgt Ihr Euch? Die Bauern, so heißt es, sind die letzten, die gehen müssen; erst kämen jene dran, die ohne Besitz sind, die Arbeiter also, die kleinen Handwerker, die Angestellten. Man sucht draußen schon Stellen für sie. Ehe die Bauern gerufen werden, können Jahre vergehen!"

„Man hört soviel Trauriges. Der Sohn vom Roy, der Toni, ist seinem Vater durchgegangen, hinaus über die Grenze. Hat Vater und Mutter und Schwester allein zurückgelassen, weil der Royer nicht gehen wollte, und nun soll der Toni gefallen sein in Polen oben. Was nützt es da, wenn die Bauern als die letzten gehen müssen, wenn überall Not, Unfriede und Unsicherheit herrschen."

„Es gibt Bauern, die nicht mehr arbeiten wollen, andere, die ihre Wälder ausholzen, und wieder andere, die sagen, bevor sie gehen, würden sie ihre Höfe anzünden. Es ist, als ob der Antichrist über das Land ginge."

Die Kranke schloß die Augen. Dann sagte sie ruhiger:

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Nachbarin. Für Tschelm ist Fioll längst schon gegangen!"

„Es kam, wie es kommen mußte", sagte Agnes tonlos.

„Nein", fuhr die Tschelmerin auf. Unruhig fackelte ihr Blick, „es mußte nicht so kommen. Hätte Lukas sich anders besonnen und Christoph geschwiegen . . ."

„Ihr wißt es, Tschelmerin, ich hätte nichts lieber gesehen, als daß Ev als das Weib meines Sohnes Lukas nach Fioll gekommen wäre! Ach, es war alles so unheilvoll verworren!"

„Ihr seid zu Lukas gefahren. Habt Ihr ihm wegen Ev gesprochen?"

„Fragt mich nicht danach, Tschelmerin! Glaubt mir, schwer habe ich darunter gelitten!"

„So ist alles zu Ende", forschte sie. „Es wäre besser!" Sie stützte sich auf die Ellbogen. „Ihr müßt mir helfen, Agnes!" Und mit flehendem Atem begann sie: „Der junge Hochsteger von Kastelruth kommt auf den Hof. Ein prächtiger Bursch, der Luis, Ihr kennt ihn? Und ein gutes, sauberes Anwesen daheim. Er liebt Ev, wenn er es auch nur schwer zeigen kann. Niemals kommt er, ohne ihr etwas mitzubringen, ein Kettlein aus reinem Silber, ein Halstuch mit langen, seidenen Fransen, wie sie es drüben in Kastelruth tragen, eine goldene Schließe, das Erbstück der Mutter, so sagte er. Und Ev sitzt da und tut, als ginge es allein darum, den Strumpf fertig zu stricken. Nicht ein Wort, nicht ein Zeichen, nichts, was ihm Mut machen würde. Und was er bringt, sie nimmt es nicht. und da er sich schämt, es wieder heimzutragen, legt er seine Geschenke, ehe er geht, zu den Blumen hin an das Fenster. Ihr seht sie dort. ‚Ist es ein anderer, Ev, auf den du wartest?' So habe ich sie gefragt. Sie sagt nicht ja darauf, nicht nein. Ihr kennt sie. Sie lächelt bloß in ihrer Art, als wäre Warten der Sinn des Lebens und das höchste Glück, warten auf einen, der nicht mehr kommt. So bitte ich Euch, Agnes, sprecht mit Ev, sagt ihr, wie es um Lukas steht."

„Ich habe ihr nichts verschwiegen!" erwiderte Agnes kurz.

„Sagt es ihr noch einmal, daß alles zu Ende ist! Helft, ach, helft ihr, daß sie ihren Weg ins Leben findet!"

Agnes löste die Hand aus der ihren und erhob sich.

„Man kann einem Herzen nicht befehlen. Das wißt Ihr so gut wie ich, Tschelmerin. Doch, da Ihr es wünscht, will ich mit Ev noch einmal sprechen, so schwer es mir auch fällt!" —

Als Agnes am anderen Tage Blumen aus dem Garten holte, um sie in die Kapelle zur Mutter Gottes mit den sieben Schwertern zu bringen, die sie besonders verehrt, traf sie Ev, die auf dem Wege ins Dorf war.

„Wie geht es deiner Mutter, Ev?"

„Besser, ich danke Euch!" rief Ev. Ihre weißen Zähne blitzten. Ach, Agnes konnte den jungen Hochsteger wohl begreifen. So klar und sauber in ihrem Wesen wie Ev war keine weitum. Wie gut ihr das dunkle Mieder stand! Wie der helle Ausschnitt daran den feinen, zierlichen Hals freigab! Ein rotes Kettlein trug sie aus Granaten. Lukas hatte es ihr einmal mitgebracht. Ach, dieser Lu-

kas! Wohin hatte ihn sein unsteter Sinn geführt? Agnes wußte, wie sehr ihm selbst graute vor jenem Leben, das er nun führte. Die Aufgabe, in der er stand, mochte ihn, von außen her gesehen, befriedigen. Doch sie verzehrte seine Kraft, mehr, sie zerstörte sein Leben. Wenn es noch etwas gab, was Lukas aus seiner Wirrnis retten konnte, so war es dieses reine, keusche Wesen, Ev, in der unverbrauchten Kraft ihrer Jugend.

Ja wohin gerieten ihre Gedanken? Hatte sie nicht etwas ganz anderes Ev sagen wollen? Hatte sie es nich der Tschelmerin versprochen?

„Ev, du weißt, wie es um Lukas steht!"

Ev zog die Brauen hoch. Dies gab ihrem Gesicht jenen schelmischen Ausdruck, der Agnes ganz aus ihrem Vorhaben brachte. Ja, und nun lachte Ev laut heraus.

„Ihr sollt mir wohl Euren Lukas wieder schlechtmachen?" rief sie fröhlich. „So wünscht es wohl meine Mutter, damit mir der Kastelruther besser gefiele, wie?"

Völlig entwaffnet stand Agnes. Doch wie gerne ließ sie es geschehen!

„Es gelingt Euch selbst nicht, Mutter Agnes. Zu sehr liebt Ihr Euren Sohn, ich weiß es. Wenn Lukas auch jetzt eine wirre Zeit hat, Ihr wißt am besten, daß dies bei den Fiollersöhnen nie lange dauert. Dann kehrt die Vernunft zurück. Oben ist dann wieder oben und unten wieder unten, und was in der Mitte steht, gefällt ihnen wieder am besten!"

Wie kläglich stand es vor diesen Worten mit dem Auftrage, den Agnes übernommen hatte. Herzhaft lachte sie mit Ev. Ach, wie gut tat dieses Lachen! Die Jungfrau Maria im dämmernden Schatten der Kapelle möge es verzeihen. Doch so viel Schweres war in diesen Tagen über die Menschen gekommen, daß es ein Wunder, ein himmlisches, war, dieses befreiende Vertrauen Evs in die Zukunft.

„Gott gebe, Ev, daß es so ist", meinte Agnes. Es war ihr nun leichter um das Herz.

„Ich will nichts gegen den neuen Freier sagen, Gott bewahre! Wie rechtschaffen ist alles an ihm! Wie ordentlich sitzen alle Knöpfe am Rock. Wie sauber alles bis zum dreifach zusammengelegten Taschentuch. Ich verstehe meine Mutter gut.

Rupert, mein Bruder, hat optiert. Er wird also gehen, wenn es einmal soweit sein wird. Meine arme Mutter ist krank, der Vater ist müde, und unser kleiner, lieber Hof wird eines Tages mir zufallen, denn ich habe nicht hinausgewählt. Ich bleibe, wo Gott mich erschaffen hat, daheim, komme, was kommen mag, und warte auf den Lukas. Wir haben uns versprochen, und Lukas kann mich nur auf eine kurze Spanne Zeit vergessen.

Und deshalb, weil ich weiß, daß er kommen wird, habe ich auch die Kraft und Geduld zu warten. Natürlich hätte ich heiraten können. Nicht nur der Hochsteger aus Kastelruth will mich zur Frau haben, auch andere fragten mich.

Ich aber will warten. Das mit der Lilly wird nicht lange dauern. So wie ihr, Mutter Agnes, mir sie beschrieben habt, kann es keine Frau für Lukas sein. Er wird eines Tages zu sich selbst, zu Fioll und zu mir zurückfinden. Das ist mein Trost und meine Hoffnung und sicherlich auch die Eure, nicht?"

„Wir haben viel erleben müssen, liebe Ev. Ein Leben ist kurz zwar und doch reich an schönen Stunden und bitteren, harten Tagen. Der Tod des Fiollers damals im großen Unglücksjahr, wer weiß, wenigstens ist meinem Gregor dieses allergrößte Unglück, das unser Land nach all den harten Jahren wirtschaftlicher und politischer Not getroffen hat, erspart geblieben. Es hat deinen guten Großvater das Leben gekostet, Ev."

Ev hielt das Haupt gesenkt. Sie hatte den alten Bergater verehrt und gern gemocht.

„Da er hiergeblieben ist, bleibe auch ich hier. Ich bin großjährig und durfte selbst entscheiden. Aber ich weiß, daß Gott letzten Endes über allem entscheidet. So wird es sich auch für uns zum Guten wenden."

Agnes fand keine Antwort. Was hätte sie sagen sollen, da diese Ev alles aussprach, was sie selbst in ihrem Innersten dachte? Doch der Auftrag der Tschelmerin drückte ihr schwer das Gewissen.

„Wie recht hast du, Ev. Du kennst meine Söhne. Wie glücklich wäre ich, wenn Lukas wieder zu sich selbst käme. Das Wiedersehen mit ihm hat mir keine Freude gemacht, Ev. Es ist eine wirre Zeit, die ihn gefangen hat. Er hat keine Ruhe, um über sich selbst nachzudenken. Er hat einen Terminkalender, den er genau einhalten muß. Soviel hat er zu tun. Maschinen, Stahl, Organisation, Betrieb, Politik. Und mir scheint fast, als ob er darüber den wahren Sinn des Lebens vergäße.

„Ich möchte Euch um eines bitten, Agnes", sagte nun Ev und legte mit zarter, schüchterner Geste ihre Hand um den Arm der Bäuerin. „Wir wollen einander helfen und miteinander an die Zukunft glauben. Ihr habt mir ein gutes Beispiel gegeben und Kraft. Ich werde es nie vergessen. Der liebe Gott wird Euch segnen."

Da riß Agnes ungestüm Ev an ihr Herz und hielt sie innig umschlungen. Ev neigte ihr Haupt ein klein wenig zur Seite und nach unten, Agnes sollte die Tränen in ihren Augen nicht sehen. —

Ja, Agnes hatte verstanden. Gegenüber den Menschen war Ev immer freundlich, fröhlich und hilfsbereit. Aber ihr Herz war verwundet, und die Wunde mochte nicht schneller heilen, wenn man sie zeigte und besprach. Daher schwieg Ev und überwand den Schmerz über das Verhalten Lukas' durch die Tugend ihrer selbstlosen Liebe.

XXVIII

Dr. Gentili sah über das weite Meer hinaus, es schien, als suche sein Blick am Horizont weit draußen ein Schiff mit weißen Segeln. Vom Balkon des Hotels aus konnte man die Stadt Genua

übersehen. Über dem weiten Bogen des Hafens lag das milde Abendlicht der niedergehenden Sonne. Dr. Gentili drehte sich jetzt nach einem Manne um, der gerade vom Zimmer auf den Balkon trat. Es war Christoph Hellensteiner. Die Jahre hatten ihn zum Weltmann gemacht. Alles an dem einst so träumerischen Knaben war klarer geprägt, war noch stärker fühlbar geworden, ohne daß er dadurch etwas von jener sinnenden Art verloren hatte, die ihn so liebenswert gemacht hatte. Das von Geist, Leid und Kraft gezeichnete Antlitz war von seltener männlicher Schönheit, die ganze Erscheinung erinnerte mehr als früher noch an die Mutter.

„Ich habe Dr. Drigo gebeten, gleich an meine Mutter zu telegraphieren, daß Sie morgen früh von hier abreisen werden und man Sie also übermorgen am Rojenberg erwarten darf. Wenn es Ihnen recht ist, essen wir heute Abend zusammen, wir können uns in eine gemütliche Osteria setzen und bei einem Glas Wein ein wenig plaudern. Der Wagen wartet, wir können gleich fahren, ich kenne gegen Santa Margherita Ligure hinaus ein nettes Wirtshaus, die Osteria del Cielo, mit einem Garten, von dem aus der Blick über das Meer einmalig schön ist. Wir können den Sonnenuntergang nirgends besser beobachten als von dort aus."

„Die Sonnenverehrung liegt Ihnen noch von Fioll her im Wesen, ich bin glücklich über Ihren Vorschlag."

Vor dem Hotel wartete der Wagen Christophs. Ja, Geld hatte er nun, nicht gerade Millionen, aber immerhin soviel, um, wenn er wollte, jahrelang sorglos leben zu können. Der Wagen führte die beiden Männer über die kurvenreiche, in die jäh aus den blauen Fluten des Mittelmeeres ragenden Felsen gesprengte Straße durch die herbstschöne Felsenlandschaft Liguriens. Weder Christoph noch Gentili hatten viel Lust zu reden, man genoß die Schönheiten der Fahrt, außerdem tat beiden die nachdenkliche Ruhe im Wagen wohl. Die Osteria del Cielo war ein kleines Paradies, ein irdisches zwar, aber nicht weniger erfreulich. Frische Langusten, Hummern, Hühner, Salate und Früchte gab es in allen Farben und Formen und dazu einen Wein, mild und voll im Aroma. Von den letzten Strahlen der Sonne durchglüht, schimmerte er bernsteinfarben im Glase. Der Wein und die Einsamkeit hatten Christophs Wesen aufgeschlossen, und Doktor Gentili brauchte nicht lange zu bitten, um Christoph zu bewegen, ihm seine Geschichte zu erzählen.

„Sie wissen, lieber Doktor", begann er, „daß ich einmal, es sind jetzt viele Jahre her, im Gefängnis gewesen bin. Meine Mutter habe ich dort in den vier Kerkermauern nicht sehen wollen. Ich war daran, zugrunde zu gehen. Das Unheil, die Schmach und Erniedrigung, die ich über mich, meine Mutter und Brüder gebracht habe, hatte ich damals noch nicht in ihrem ganzen Umfange erfaßt. Dieses begriff ich erst später, und alle Tage nahm ich mir vor, alles gutmachen zu wollen, was ich durch die Entehrung unseres guten Namens gesündigt hatte.

Immer und immer wieder mußte ich an meine glücklichen Brüder denken, ich beneidete sie um ihr geradliniges und unkompliziertes Wesen. Die Wege waren uns wohl vorbestimmt, ich glaube nicht an den Zufall. Es war jedem von uns dreien ein anderes Los beschieden, wie dies Gott für jeden Menschen bestimmt hat. Dem Anselm die harte Arbeit des Bauern mit ihren Sorgen um Saat und Ernte, Pflug und Erde. Ihm gehörte der Tag, wie ihn die Jahreszeiten brachten. Dem Lukas war die fessellose Hingabe an die Technik in die Wiege gelegt worden. Die Kraft der Maschinen und die laufenden Räder der Fabriken erfüllten sein Denken, die Montage der Turbinen, das Kreischen der Bagger war Musik in seinen Ohren.

Während der Weg dieser beiden schon in früheren Jahren klar vorgezeichnet war, irrte ich ziellos, zwischen hohen und niederen Ufern hin- und hergeworfen, dem Leben entgegen. Kein Ausweg schien sich mir zu öffnen. Schwer belastet vom unglückseligen Tode meines Vaters und von meiner bitteren Enttäuschung mit Ev, unserer Jugendgespielin, riß mich schließlich die innere Haltlosigkeit zu Taten hin, die ich bitter bereuen werde mein Leben lang."

Christoph machte eine kurze Pause. Gentili hob das Glas und trank ihm zu:

„Fahren Sie fort, lieber Christoph."

Und Christoph erzählte, nachdenklich in die letzten feuerroten Strahlen der ins Meer tauchenden Sonne blickend, weiter:

„So verlor ich die Heimat, und mir, dem Heimatlosen, wurde der Schmerz um das Verlorene zur täglichen Qual. Es war mir fast unmöglich, meine Verzweiflung zu überwinden. Doch hoffte ich in guten Stunden, daß der Allgütige, der für alle sorgt, auch mir einen glücklichen Winkel irgendwo in der Welt schenken würde. Ich wollte nie mehr heimkehren. In dunkler Nacht wollte ich die Heimat verlassen, nicht einmal die Berge sollten merken, daß Christoph, der Sohn von Fioll, sich heimlich fortschlich von der Scholle seiner Väter, weil er alles verloren hatte, das Herz der Mutter, die Heimat und die Ehre.

Von Jugend auf war ich, umhegt von den Mauern unserer bäuerlichen Burg und der mütterlichen Liebe, aufgewachsen.

Und als dann endlich nach einem Jahr sich die düsteren Kerkertüren öffneten und ich vom wunderbaren Licht der Sonne geblendet in die Freiheit trat, brauchte ich um einen Entschluß nicht lange zu kämpfen. Ich war noch jung, und in meiner Seele brannte ein glühender Wunsch, doch noch mein Leben zu retten, einen Ausweg zu finden.

Der Entschluß war rasch gefaßt. Ich wanderte, die Geige des alten Felmas unterm Arm, südwärts, der Sonne zu. Ohne ein bestimmtes Ziel, mit den Ersparnissen der Gefängnisarbeit in der Tasche, wanderte ich zum Gardasee. In Gardone fand ich eine Stelle als Kaffeehausgeiger. Meine Liebe zur Musik ersetzte mir alles. Lachen Sie

nicht, lieber Gentili, auch Pablo Casals hatte sich, bevor er berühmt wurde, als Cellist in Kaffeehäusern seinen Lebensunterhalt und die Mittel zu einer Ausbildung verdient."

„Erzählen Sie weiter, bitte, ich freue mich, bitte, erzählen Sie!" und zur Wirtin der Osteria gerichtet, rief Gentili um eine neue Flasche Wein. Christoph fuhr fort:

„Der erste Schritt war getan, die Landschaft des Gardasees, die Ruhe und die Sonne stellten mich bald wieder her, und ich bekam die feste Zuversicht, daß mir nach dem Willen des Allmächtigen vielleicht noch manches Schöne aufgespart sei im Leben. Und so wollte ich nach der tiefen Erniedrigung von da an ohne Rast und Ruhe mein Leben der Kunst widmen, die mir schon so viel geholfen hatte, und der Suche nach Wahrheit, also jenen Dingen, die wir nie auch nur erahnen können, wenn wir uns ihnen nicht ganz widmen.

Ich schüttelte bald alle Lasten und Gewissensbürden ab, und an den Grundsatz glaubend, daß alles, was geschieht, nur zu unserem Besten geschieht, weil ‚kein Blatt vom Baume fällt ohne den Willen des Herrn', blieb ich auf dem eingeschlagenen Weg: Ich wanderte von Engagement zu Engagement, immer als Kaffeehausgeiger, südwärts, traumhaft fast, der ersten und nächsten Hafenstadt, Genua, zu. Fast immer hatte ich Verdienst, und fiel dieser aus, so litt ich keine Not, die Menschen waren gut zu mir und hilfsbereit. Ich lernte arbeiten und vertiefte mich in jeder freien Stunde in das Studium der Musik. Nachdem ich so, mit meiner Geige das tägliche Brot mir erspielend, die Lombardei und Ligurien durchwandert hatte, stand ich eines Tages am Hafen dieser Stadt und blickte sehnsuchtsvoll hinaus über das Meer. Ein Auswandererschiff brachte mich als blinden Passagier nach Rio de Janeiro. Drüben angekommen, allein, hilflos und ohne Geld, überkam mich die Schwere der Trennung von Heimat und Familie riesengroß. Ich übernachtete auf Baumwollbündeln im Hafen, von mitleidigen Negern gelitten, bis ich eine aushilfsweise Beschäftigung als zweiter Geiger in einem Dancing erhielt. Die Not lehrte mich bescheiden sein. Es kam eine schwere Zeit, doch es ging bald besser, und schon nach wenigen Monaten fand ich in Sao Paulo neben meiner Tätigkeit als Geiger in einem großen Café durch einen deutschen Professor auch noch die Möglichkeit zum Musikstudium. Ich machte gute Fortschritte und verdiente leidlich. Mein Spiel gefiel, und meine Bezahlung wurde besser und besser. Ich lernte unermüdlich, sechs Stunden spielte ich im Café, und sechs Stunden übte ich in meinem Zimmer Bogentechnik und bildete die linke Hand in hundert und aber hundert Übungen aus. Eine fanatische Spiellust packte mich zuweilen. Bald war ich ein gesuchter Geiger. Der Zufall brachte mich mit einem italienischen Liutajo, einem Geigenbauer namens Giacomo Belotti, zusammen, der mich fragte, ob ich auch klassische Musik spielen würde. Erfreut antwortete ich, daß ich die Violinkonzerte von Brahms, Bruch, Mendelssohn-Bartholdy und Sarasate auswendig spielen und gut interpretieren könne.

‚Wollen Sie als Solist bei einem Konzert, das ein mir befreundeter Konzertmeister mit seinem Orchester gibt, auftreten?'

‚Gern', antwortete ich, und das Herz schien mir fast zu bersten vor Aufregung. Bereits einige Tage später spielte ich Maestro Belotti und dem Konzertmeister den ersten Satz aus Mendelssohns Violinkonzert vor.

Das weitere ging rasch und hört sich fast wie eine billige Magazingeschichte an.

Sie kannten den alten Felmas oder haben sicherlich von ihm gehört. Er hatte mir bei seinem Tode seine Geige vermacht. Ich habe sie immer wie ein Heiligtum verwahrt, ohne ihren eigentlichen Wert zu kennen. Ja, ich wußte wohl, daß es kein besseres Instrument in der Welt gab, ich versank im edlen Klang ihres Gesanges. Belotti nahm sie eines Tages in seine Hände, betrachtete den Bau, das Holz der Decke und des Bodens, den Hals, die Schnecke und das kleine Zeichen I.H.S., das an der Halsstütze eingeschnitten war.

‚Woher haben sie dieses Instrument?'

‚Es ist ein Erbstück von meinem Lehrer', antwortete ich.

‚Das ist eine Arbeit des Meisters Guiseppe Antonino Guarneri, genannt Guiseppe del Gesu aus Cremona, der neben Stradivarius einer der größten Geigenbauer der Welt war. Er hatte seine besten und edelsten Instrumente in den Jahren 1725 bis 1745 gebaut und sie mit seinem Zeichen I.H.S. versehen. Was ich Ihnen sage, ist kein Märchen, lieber Mann, dieses Instrument ist echt und ist hundertmal soviel Geld wert, wie es wiegt.'

Dann fuhr Belotti fort: ‚Mit diesem Instrument und Ihrem Spiel können Sie eine ungeahnte Karriere machen. Sie müssen aber noch viel studieren, bis Ihr Spiel dem Ton dieser Geige würdig ist. Oder, falls Sie es vorziehen, verkaufen Sie das Instrument, Sie bekommen dafür ein Vermögen. Amerikanische Geigenhändler zahlen Ihnen einen Riesenbetrag dafür. Ich vermittle Ihnen den Verkauf, Sie erstehen sich dann ein anderes wertvolles Instrument und haben für den Rest ihres Lebens ausgesorgt.'

Belottis Worte erschütterten mich weniger, als Sie etwas anzunehmen geneigt sind. Die Geige besaß ich. Sie war mein Freund und Retter gewesen all die Jahre. Dankbar dachte ich an den guten alten Felmas. Hatte er gewußt, welch wertvolles Instrument seine Geige war? Halb blind war er in den letzten Jahren seines Lebens gewesen und wirklich arm. Hätte er je daran gedacht, sich von seiner Geige zu trennen? Nein.

Den Gedanken eines Verkaufes erwog ich also gar nicht. Es wäre ein Verrat am alten Felmas, eine Sünde gewesen und wie ein Vergehen an mir selbst, war doch diese Geige das Schönste und Liebste, was mich mit Fioll und der Heimat meiner Kindheit verband.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt", damit jedes Menschenkind Erlösung fände, Erlösung, Begnadigung und ewiges Besitzen Gottes. Es rettet uns Christus durch Seine heiligen Sakramente und durch das Wort Seiner Lehre. Seinen Priestern hat Er die Verwaltung dieser Erlösungsgüter anvertraut. Wo Priester sind, da ertönt es, das Wort Gottes, da bringt das gepredigte Wort den Glauben, der Glauben aber das hoffende Kommen zu den Sakramenten, die Sakramente aber die Gnade der Liebe in den Herzen der Getauften. Vom Werke der Priester hat Gott die Erlösung seiner Menschen abhängig gemacht. Dem Herrn Priester zu geben, ist Ziel der Priesterstudentenbursen, die der Marienbote nun schon jahrelang führt.

Allen unseren freundlichen Helfern durch Gebet und Gabe ein gottgesegnetes Weihnachtsfest und des Herrn Gnadenreichtum fürs Neue Jahr 1958.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,772.22
John Gartner, Sr., Macklin, Sask.	10.00
Mrs. Theresa Ehman, Holdfast Sask.	5.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
Mrs. K. Haas, Rutland, B. C.	1.00
Mrs. Carl Draude, Sr., Naicam, Sask.	3.00
John Schauenberg, Sr., Verwood, Sask.	10.00
	$6,804.22



St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,624.87
Mrs. Maria Binder, Langenburg, Sask.	2.00
Mrs. Maria Gies, Waterloo, Ont.	1.00
Henry Scherr, Peterson, Sask.	5.00
	$1,632.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Patmos-Verlag Düsseldorf, Germany

Julius Tyciak — „Untergang und Verheißung". Aus der Welt der Propheten Jeremias, Ezechiel und Daniel. 186 Seiten. DM 9.80

Die in diesem Buch vor uns tretenden Propheten erlebten die große Katastrophe der Heiligen Stadt im Jahre 586 vor Christus. Sie erkannten in deren Untergang die Erfüllung göttlicher Gerichte, und an dieser entzündete sich die prophetische Vision zu gültiger Größe. Über die zeitgeschichtliche Situation hinaus sahen die Propheten, wie jede Katastrophe im Blicke des Herrn der Zeiten das Heil sucht und wie aus Bedrängnis und Untergang die Verheißung wächst. Geschichte wird transparent und läßt im Zusammenbruch menschlicher Sicherheit das Heil der göttlichen Erbarmung ahnen.So reift die prophetische Mystik zu theologischer Sinndeutung der Geschichte überhaupt, und die zeitgebundene Verkündigung von damals erhält eine brennende Aktualität für das Heute.

Hans Eduard Hengstenberg — „Die Marienverehrung im Geistekampf unserer Tage". 88 Seiten, englisch broschiert, DM 1.80

Der aus vielen Abhandlungen bekannte Schriftsteller schenkt uns einen fundierten Aufriß der Geschichte der Marienverehrung und geht der in der Volksfrömmigkeit — und nicht nur dort — festverankerten Herz-Marienweihe nach. In Frankreich mit der Literatur über Fatima vertraut geworden, spürte Hengstenberg für unsere Zeit und schrieb dieses Klarheit und Sicherheit atmende Buch.

Echter-Verlag Würzburg, Bayern, Germany

Otto Semmelroth S.J. — „Urbild der Kirche". Organischer Aufbau der Mariengeheimnisse. 120 Seiten, Halbleinen, DM 3.80

Ein kühner Entwurf zu einer neuen Systematik in der Lehre über Maria ist dieses kleine und sehr anregende Werk des Frankfurter Dogmatikers. In der Kontroverse um die marianische Grundidee, die besonders durch die Arbeiten von Carl Feckes akut geworden ist, setzt Semmelroth bei dem Begriff an, den Ambrosius seinerzeit schon in dem kleinen Satz: „Maria est ecclesiae typus", fassen konnte. Er möchte den Begriff Typus im vollsten Sinn des Wortes nehmen, zu dem nach patristischer Lehre die lebendige Repräsentation, die innere reale Verbundenheit und die moralische Vorbildlichkeit gehörten. Von hier aus werden die Fragen nach der Miterlöserin und Mitlerin im Zusammenhang mit der heilsvermittelnden Kirche, die Wahrheiten über die bräutliche Gottesmutter und die jungfräuliche Christusbraut im Bildverhältnis zur miterlösnden Kirche, die Erlösung des Geistes und des Leibes Mariens im Verhältnis zur erlösten Kirche gesehen.